

MELATI VON JAVA

Roman- und Novellen-Schatz

Miliana : Roman:

Erster Band

Verlag von Rudolf Abt
München und Wien
1899

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitäts-Bibliothek Wien

I

253 183

15

Roman- und Novellen-Schatz.

Eine Auswahl der besten Romane und Novellen aller Nationen.

Erster Jahrgang. Band 15.

Miliane.

Roman

von

Melati van Java.

Aus dem Holländischen

von

L. v. Seemstede.

Erster Band.

München und Wien.

Verlag von Rudolf Abt.

1899.

I.
253183/15

Alle Rechte vorbehalten.





Erstes Kapitel.

„Welch ein Genuß, sich einmal zu langweilen!“ Beim Vernehmen dieser Worte, aus dem nahen Wäldchen in französischer Sprache herüberklingend, richtete sich ein Herr empor, der, über eine hölzerne Brüstung gelehnt, die weite Landschaft betrachtet hatte und nun mit verwunderten Blicken um sich schaute.

„Das ist etwas neues!“ murmelte er, indem er nach der Urheberin dieser Worte forschte, denn das eine Dame sie gesprochen hatte, das stand bei ihm fest.

Es war der Garten des Kasino Slavante in der Nähe der Stadt Maastricht, worin der Herr sich erging; das Panorama, das beim Lichte der untergehenden Sonne sich vor ihm entfaltete, gehört zu den schönsten, die es in Holland zu bewundern gibt.

„Deshalb versteckt man sich wohl hinter den Bäumen, damit man sich um so ungestörter langweilen kann“, fuhr er in seinen Betrachtungen fort; „es scheinen ihrer zwei zu sein, ich höre sie zusammen flüstern. Nun, sie werden wohl hier vorbei kommen, ich will sie nicht in ihrem seltenen Genuße stören.“

Eine Zeit lang rauchte er seine Zigarre schweigend fort, bis er zur Entdeckung kam, daß das Geflüster aufgehört hatte.

„Ob sie sich jetzt schweigend langweilen?“ frug er, indem er den Fußpfad betrat, der, zwischen

Syringen- und Jasminstauden sich hinschlängelnd, zum Thale führte.

Einige Schritte brachten ihn zu der Bank, wo augenscheinlich die zu ihrem Vergnügen sich langweilenden Damen gefessen hatten. Nun aber war der Platz leer und der Wanderer machte sich Vorwürfe, daß er zu bescheiden gewesen war.

Aber sie konnten noch nicht weit sein und er beschloß, ihnen nachzugehen, als etwas glänzendes im Rasen ihm auffiel. Er bückte sich und hielt ein einfaches goldenes Armband in der Hand, einen jener schmalen Ketten, die man zu tragen pflegte, worin die Worte: „Porte bonheur“ eingraviert waren.

„Sie hat ihren Genuß mit dem Glück erkaufen müssen“, dachte der Finder lächelnd und freute sich, daß er nun verpflichtet war, sich den Damen zu nähern, was ihm soeben nur wie eine kindische Laune erschienen war.

„Ein schmaler Puls“ sagte er, „man möchte fast meinen, ein Kinderarm, — vielleicht war wohl ein kleines Mädchen dabei.“

Die Schatten des Abends begannen zu sinken; es kamen Stimmen näher von Besuchern des Gartens, die noch mit dem Dampfboot zur Stadt zurückfahren wollten. Der Herr beschleunigte seinen Schritt und erreichte nach einigen Krümmungen des Weges verschiedene Spaziergängerinnen, doch die Besitzerin des Armbandes schien ihm nicht darunter zu sein.

Auf dem Fahrwege jedoch, der den Garten des Kasino von der Maas trennt, standen, in einfaches, schwarzes Grenadine gleichmäßig gekleidet, zwei Damen, von welchen die Kleinere durch etwas Apartes und Graziöses in Haltung und Wesen sofort auffiel, während die andere aussah wie jedermann. Die kleinere hatte eine allerliebste bewegliche Figur; ihr Spizenhütchen war nur mit zwei dunkelroten Rosen verziert; die hochgewölbte Stirne war zum Teil von einer Fülle zierlicher Locken verdeckt, die sich mit den Spizen verbunden zu haben schienen, um das lebhafteste, mehr interessante

als schöne Gesicht in angenehmer Weise zu umrahmen.

Sie hatte keinen Sonnenschirm in der Hand, wie ihre Begleiterin, sondern einen großen Fächer, den sie bald öffnete, um sich vor den letzten Sonnenstrahlen zu schützen, bald schloß, wie um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben.

„Hu!“ sagte sie nun auf gut Holländisch, „da ist ja unser Prinz Hektor auch.“

„Ich sah ihn soeben schon“, versetzte die andere.

„Und warum hast Du es mir nicht gesagt?“

„Ich ahnte nicht, daß es Dich interessieren würde.“

„Du weißt doch, daß ich ihn gern sehe — als Studienkopf.“

„Als wandelndes Modell vielleicht?“

„Er erinnert mich ganz an den Hektor, den wir neulich im Salon sahen, nur mit dem Unterschiede, daß der lebendige in der geringsten Bewegung des Kopfes mehr Aristokratisches hat, als der gemalte in seiner ganzen Haltung.“

„Ich erinnere mich nicht; man sieht so viele Bilder.“

„Arme Nette! Schaue Dir diese lebende Figur denn nur einmal genauer an und sage mir, ob das Gesicht nicht interessanter ist, als die in Del gesetzten.“

Prinz Hektor, wie die Damen den Finder des Armbandes nannten, war es wohl wert, als Kunstwerk betrachtet zu werden; er hatte blondes Haar und eine hohe Gestalt, während sein Knebelbart in rötlichem Kontrast zu den Locken stand. Gang, Haltung und Bewegung hatten das Vornehme, das ihnen eine gewisse Nonchalance gibt, die das Elastische nicht ausschließt; er sah einigermaßen blasirt aus und darum mochte es ihn wohl gewundert haben, daß andere die Längeweile als einen Genuß bezeichneten. Seine Kleidung war tadellos; es schien nur das Bändchen im Knopfloch daran zu fehlen.

Als er sich die Damen ein wenig angesehen hatte, trat er, ohne sich zu bedenken, der mit dem Fächer

sofort entgegen, verbeugte sich höflich und fragte in französischer Sprache, ob sie nichts verloren habe.

Mit einer nervösen Bewegung brachte sie die Hand an Ohren, Hals und Arme und rief dann mit lauter Stimme: „Ah! mon Dieu! oui, mon bracelet!“

Lächelnd überreichte Prinz Hektor ihr das Armband, und als sie ihm mit freudigen Worten ihren Dank abstattete, verbeugte er sich nochmals und empfahl sich, um, wie es schien, zu Fuß den Weg zur Stadt anzutreten.

„Na, Mili“, sagte die ältere der jungen Damen, „Dein Porte bonheur hat Dir Glück gebracht, Du hast den Prinzen nicht allein in nächster Nähe gesehen, sondern sogar mit ihm gesprochen.“

„Sprechen ist mir ganz gleichgiltig, das Sehen genügt mir. Das gäbe eine schöne Geschichte, wenn alle die Männer und Frauen von Rembrandt und Rubens, Raphael und Tizian plötzlich mit ihren Bewunderern zu sprechen begännen; das wäre eine Verwirrung wie in Babel.“

„Na! Mensch und Leinwand lassen sich doch nicht immer vergleichen. Ein Mensch wird kein Gemälde und auch nicht umgekehrt; das ist zwar nichts neues und gescheites, aber es ist doch wenigstens wahr.“

„Es kommt weniger auf die Wahrheit an, als auf die Auffassung. Da, stecke das Armband in Dein Täschchen; die Kette ist zerbrochen.“

Das Dampfboot fuhr ab; jeder suchte sich ein gutes Plätzchen auf dem Verdeck aus und bald dampfte man den breiten Strom hinunter.

Die beiden Damen saßen schweigend nebeneinander; die eine spielte mit ihrem Fächer, die andere lauschte den lauten Gesprächen, die in ihrer Nähe im Limburgschen Dialekt geführt wurden und sagte leise zu ihrer Begleiterin:

„Welch ein abscheuliches Kauderwälsch! Und das wollen Holländer sein!“

Diese gab keine Antwort.

„Sieh mal, Nette, da geht er!“ sagte sie dann plötzlich. „Ist es nicht, um mit Gretchen zu singen:

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt . . .“

„Nun kein Wort mehr, Mili! oder ich muß denken, daß es Dir endlich einmal geht, wie jedem anderen Mädchen, das sich beim ersten Blick verliebt.“

„Bah! Verliebt! Sprich doch nicht so ordinäre Worte!“

„Ordinär oder nicht, damit fängt es doch immer an.“

„Sag mal, Nette, sollte es wohl ein schlimmes Zeichen sein, daß ich mein Porte bonheur verlieren mußte, gerade als er herankam!“

„Sei doch klüger, Mili! Was hat der Unbekannte mit Dir zu schaffen? Sei lieber froh, daß er Dir das Glück gebracht hat!“

„Das Glück nicht, nur den Bringer des Glückes, und diesen in sehr defektem Zustande, so daß ich ihn nicht mehr tragen kann! — Welch' ein prächtiger Abend, Schwesterchen! Wie gut, daß wir ausgeflogen sind! Diese frische Luft ist doch etwas ganz anderes, als die Farb- und Firnißatmosphäre; wenn wir morgen zurückkehren, glaub' ich Mut für den ganzen Winter mitgebracht zu haben, ohne das Bedürfnis zu empfinden, mich wieder einmal dieser köstlichen Langerweile zu ergeben.“

„Ist Prinz Hektor dabei beteiligt?“

„Wer weiß? Der menschliche Geist und noch mehr die Phantasie ist unergründlich.“

„Es scheint so; es freut mich daher, daß ich mit einem einzigen Blick zu übersehen bin. Ich halte nichts von unergründlichen Dingen.“

„Ja, Nette, Du bist zu beneiden!“

Zweites Kapitel.

Am folgenden Mittag saßen die beiden jungen Damen wieder auf dem Verdeck des Bootes, das jetzt in entgegengesetzter Richtung nach Lüttich dampfte: einige Reisetaschen und ein kleiner Koffer verrieten deutlich genug, daß sie der anderen Stadt auf längere Zeit den Rücken zeigen wollten.

„He, Miliane!“ rief Nette plötzlich aus.

„Mein Sonntagsname! Was fällt Dir ein?“ frug die andere, die ein kleines Album geöffnet hatte und eine Bleistiftskizze machte.

„Prinz Hektor wird unser Reisegefährte.“

„So, dann können wir ihn eben, wenn er am wenigsten daran denkt, verewigen.“

In der That trat der Erwähnte, dessen schlanke Gestalt von einem dunkelblauen Reisekostüm umschlossen ward, an Bord, legte seine Tasche und seinen Ueberzieher auf eine Bank nieder, blickte sich flüchtig um und lüftete eben seinen Hut, als er die beiden Damen erkannte.

„Und nun aufgepaßt, Nette, hörst Du!“ flüsterte Miliane. „Du mußt französisch sprechen oder schweigen.“

„Nun tausendmal lieber das letztere, wenn Du Dich vor Deiner Muttersprache schämst.“

Der „Prinz“ lehnte sich über die Verschanzung, bis das Boot in Bewegung war und an den hohen Bäumen des Parkes vorbeidampfte, doch als man sich bald darauf mitten zwischen den Feldern befand, spazierte er ein paarmal auf dem Verdeck hin und her, bis er vor den Damen stehen blieb und in französischer Sprache sagte:

„Diese Gegend ist wohl geeignet, uns den Genuß der Langeweile zu verschaffen.“

Miliane sah ihn mit ihren großen lichtblauen Augen verwundert an, bis sie lächelnd erwiderte: „So etwas kann nur ein Horcher sagen.“

„Gelegenheit macht Diebe und Forscher, aber es muß doch etwas außergewöhnliches in Ihren Worten liegen, daß ich sie aufgefangen und bewahrt habe.“

„Glauben Sie das?“ frug sie schelmisch.

Miliane war, wie gesagt, keine Schönheit, aber ihre anmutige Erscheinung war so ganz unter dem Einfluß ihres lebhaften Geistes, daß man auch von ihr das nämliche sagen konnte, was ein geistreicher Mann von einer der ersten Schauspielerinnen unseres Jahrhunderts gesagt hat: „Es ist eine Seele, die zufällig einen Körper gefunden hat und sich so gut als möglich darin zurecht zu finden sucht, weil es nun einmal keine Mode ist, daß die Seelen so nur ohne weiteres sich auf der Erde herumtreiben.“

Gegenüber Miliane fühlte man, daß die zarte Hülle ganz von ihrer Seele erfüllt oder lieber vergeistigt wurde, durch die hellen, ausdrucksvollen Augen konnte man darin lesen wie durch Krystall. Diese Augen gaben ihrem bleichen Gesichtchen einen hellen Glanz oder warfen einen tiefen Schatten darauf; es lag mehr Abwechslung in diesem Spiel, als wenn Sonne und Wolken sich im Herbst um die Herrschaft über Wälder und Fluren streiten.

„Prinz Hector“ schien das Fesselnde und Anziehende ihres Wesens schon nach den ersten Worten, die er mit ihr wechselte, empfunden zu haben, denn er nahm einen Klappstuhl und ließ sich neben den Damen nieder.

„Ist es nicht etwas außergewöhnliches“, sagte er dann, „wenn Sie die Langeweile als einen Genuß begrüßen, während die ganze Welt sie als eine Qual der Hölle betrachtet, wodurch die Menschen zur Verzweiflung gebracht werden und alle Länder durchirren, um sich schließlich durch eine Kugel ins Jenseits zu befördern.“

„Diese Menschen“, sagte Nette in gutem Französisch, aber mit unverkennbar holländischem Accent, „haben gewiß nichts zu thun, wenn sie für ihre Existenz

arbeiten müßten, würden sie nicht so viele Tollheiten begehen, um sich zu amüsieren.“

„Prinz Sektor“ nahm die Damen mit einem einzigen flüchtigen Blick von Kopf bis zu den Füßen auf und lächelte eben. Er war zu höflich, um eine Frage zu stellen, aber es wollte ihm nicht recht einleuchten, daß diese fein behandschuhten Fingerchen für ihren Lebensunterhalt arbeiteten. Auch Netze, obschon sie ihrer Schwester glich wie eine wilde Rose einer zarten Kamelia gleicht, hatte durchaus nichts von einer Putzmakerin oder Ladenjungfer. Sie war einen halben Kopf größer als Miliane, kräftig gebaut, mit einer Neigung zur Korpulenz, und hatte frische, vor Gesundheit strahlende Wangen.

„Es scheinen Holländerinnen zu sein“, dachte der „Prinz“, „aber von mir sollen sie nur französisch hören.“

„Und glauben Sie, daß die Arbeit für die Existenz nie langweilig wird?“ warf er nachlässig hin.

„Es kommt nur darauf an, ob man sich langweilen darf oder nicht“, lachte Miliane, „ich für meinen Teil halte die Langeweile für einen Luxusartikel, nur für die Reichen und Glücklichen der Erde bestimmt. Die sonst keine Zeit haben, finden deshalb einen Genuß darin.“

„Aber Langeweile kann nie genußvoll sein, es ist wie ein Kost, der das Glück überzieht. Wenn Sie das Nichtsthun genießen, à la bonne heure, aber Langeweile . . .!“

„Ja, es mag sein, daß andere anders darüber denken, aber das kümmert mich nicht. Gerade, wenn ich die einzige sein sollte, die ihren Genuß in der Langeweile findet, so ist mir das doppelt so viel wert.“

„Darin stimme ich schon mit Ihnen überein. Ueber den Geschmack läßt sich ja auch nicht streiten. Aber erlauben Sie mir eine Frage: Was verstehen Sie unter Langeweile?“

Miliane dachte einen Augenblick mit halbgeschlossenen Augen nach. Dann sagte sie, die Augen

plötzlich öffnend, so daß ihr ganzes Gesicht glänzte: „Nichts zu thun, nichts zu denken, nichts zu hören oder zu sehen, nichts zu wollen oder zu wünschen und diesen Zustand mit Bewußtsein zu verlängern.“

„Aber das ist das berühmte dolce far niente.“

„Und was nennen Sie Langeweile?“

„Dieses alles, dazu aber noch ein Gefühl des Elendes und der Machtlosigkeit, aus diesem Zustande herauszugeraten.“

„Das Gefühl des Elendes gehört also dazu?“

„Natürlich, das ist es gerade, was die Langeweile schafft.“

„Für mich nicht! Ich bin immer beschäftigt, und die Arbeit langweilt mich nie; sie kann mich ermüden, verdrießen, ungeduldig machen, aber langweilen, nie! Nichtsthun und Langeweile sind für mich gleichbedeutend.“

„Die schlimmste Langeweile ist die, welche der Arbeit nicht weichen will.“

„O Pfui! rief Nette, und in der Eile vergaß sie französisch zu sprechen, „wie langweilig seid Ihr mit Eurer Langeweile!“

„Prinz Sektor“ ließ sich herab zu lächeln. Miliane errötete vor Aerger, klappte den Fächer zu und blätterte in ihrem Album.

„Vielleicht läßt meine Gesellschaft Sie das unbekannte Gefühl einmal empfinden, denn daß Sie es eigentlich nicht kennen, geht aus allen Ihren Aeußerungen hervor“, sagte er höflich.

„Ich will gerne etwas neues kennen lernen“, erwiderte Miliane, „aber bis jetzt habe ich es noch nicht von Ihnen gelernt.“

Der „Prinz“ machte eine leichte Verbeugung.

„Darf ich das als ein Kompliment auslegen?“

„Wie Sie wollen, obschon es nicht schmeichelhaft für einen Lehrer ist, wenn seine Schülerin nach einer

halben Stunde noch nichts von dem gemerkt hat, was er sie lehren will.“

So plauderten und scherzten sie, die kleinen spitzen Pfeile hin und hersendend. Nette hatte eine Handarbeit hervorgezogen und lächelte dann und wann beim Anhören des immer lebhafteren Gespräches. Nach der Landschaft an beiden Seiten warfen sie keinen Blick. Das erste Thema war schon lange erschöpft und in bescheidenem Ton, der ihm nicht sehr mundgerecht zu sein schien, erbat „der Prinz“ sich die Erlaubnis, das Album ansehen zu dürfen.

„Nein“, sagte Miliane lächelnd, „darin liegt das Geheimnis eines Infoguitos.“

„Hektor“ zog rasch seine Hand zurück.

„An das süße Geheimnis der Psyche werde ich nicht rühren.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß es süß ist?“ frug Miliane in einem Ton und mit einem Blick, die keineswegs vermuten ließen, daß es ein bitteres Geheimnis sein werde.

Miliane versteckte sich aber hinter dem Fächer, wie um anzudeuten, daß sie dem Gespräch nun eine andere Richtung zu geben wünsche.

„Haben Sie die Ufer des Rheins gesehen?“ frug er.

„Ja!“ lautete die kurze Antwort.

„Und auch die der Themse?“

„Ebenfalls!“

„Und die der Kewa?“

„Nein!“

„Und die des Mississippi?“

„Auch noch nicht. Aber Sie wohl?“

„Ja, selbst die des Ohio und des Ganges.“

„Dann bedaure ich Sie!“

„Warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil die Welt Ihnen bald zu klein werden wird und Ihnen nichts mehr zu sehen übrig bleibt, und Sie sind noch nicht . . . alt.“

„Es ist wahr! Doch ich habe mit meinen Fragen etwas erreicht; Psyche hat ihren Schleier ein wenig gelüftet.“

„Inwieferne?“

„Gestatten Sie mir, auch eine Art Geheimnis zu bewahren! Doch, wir sind bei Bise angelangt, das ist mein Reiseziel, — die Damen reisen gewiß noch weiter. Wenn Sie aber durch das viele Reisen selbst übersättigt sein sollten und wirkliche Langeweile kennen gelernt haben, dann wünsche ich Ihnen die mittel-mäßigen Ufer eines so prosaischen Flusses wie diese Maas ist, in eben so angenehmer Gesellschaft vorbeigleiten zu sehen, wie es mir heute vergönnt war.“

Miliane erröthete flüchtig und „Prinz Sektor“ schien sie jetzt auch anzusehen, wie sie ihn hatte betrachten wollen als einen Studienkopf.

„Wer weiß, ob ich Ihnen nicht ein gleiches wünsche“, gab sie lächelnd zur Antwort.

„Ich werde zufrieden sein, wenn ich Sie um den Genuß der Langeweile betrogen habe.“

Und mit einer höflichen Verbeugung die Damen grüßend, nahm er seine Reisetasche und entfernte sich über die Landebrücke, um sich noch einmal nach dem Boot umzusehen.

Den jungen Mann schienen Bekannte zu erwarten, denn aus einem schnell herannahenden Wagen wurde mit Hüten und Tüchern geschwenkt.

Ein Herr stieg aus und zwei Damen wurden sichtbar.

Miliane ließ sich nichts von dem Auftritte entgehen.

„Wer es wohl sein mag?“ frug sie halblaut, als eine Biegung des Flusses ihn ihren Blicken entzog.

„Ein verkappter Prinz“, lachte Nette, „aber warum hast Du ihn nicht gefragt?“

„Es war an ihm, es zu sagen; nicht an mir, danach zu fragen“, gab sie etwas schnippisch zur Antwort.

„Du sprachst zuerst von Infognito und schnittest ihm so den Weg ab.“

„Nachdem Du unsere Nationalität verraten hattest und mit Deinem Gerede über das Arbeiten für den Lebensunterhalt uns als Putzmacherinnen oder dergleichen hinstelltest.“

„Na, es macht weiter nichts aus, wir werden Deinen „Prinzen“ gewiß nie wieder sehen; vielleicht ist er auch nur ein Weinreisender und die Dame in Grau seine Frau oder Verlobte.“

„Pfui, Netze“, sagte Miliane, indem sie ärgerlich den armen Fächer zusammenklappte, „Du scheinst Dir ein Vergnügen daraus zu machen, jemandem immer etwas unangenehmes zu sagen.“

„O Mili“, lachte Netze herzlich, „ich wußte nicht, daß es schon so weit mit Dir war. Wie kannst Du nur so thöricht sein, Dich beim ersten Anblick zu vergessen.“

Milianes böse Laune war aber schon verflogen.

„Nein“, sagte sie, ebenfalls lächelnd, „es ist ja nur die reinste Kunstbetrachtung.“

„Ça n'empêche pas le sentiment“, meinte Netze spottend.

Inzwischen hatte auch der sogenannte „Prinz Sektor“, mitten in einer fröhlichen Unterhaltung ein Gefühl des Bedauerns darüber empfunden, daß er sich nicht nach dem Namen seiner Reisegefährtinnen erkundigt hatte.

„Indeß, wer weiß, ob es so nicht besser ist. Nun wird mir ihre Namenlosigkeit immer eine Art Reiz bieten, denn wer weiß, welche Alltäglichkeit sich dahinter bergen mag!“

Hätte er gewußt, welchen Titel Miliane ihm beilegte, vielleicht würde er sich noch mehr an dem eigentümlich prickelnden Genuß des Infognito erfreut haben.

Drittes Kapitel.

Es ist Winter und daher doppelt behaglich in dem Zimmer, das die Damen Wolson bewohnen.

Nette ist vollauf beschäftigt; sie hat die dunklen wollenen Gardinen niedergelassen und die Lampe angezündet, die über das schneeweiße Tischtuch und über alle Gegenstände in dem kleinen, traulichen Gemach ihren Glanz verbreitet.

Die Pendüle auf dem Schornsteinmantel weist auf fünf Uhr und einige Minuten; jeden Augenblick kann ihre Schwester kommen.

Der Schlüssel wird in die Hausthüre gesteckt, Miliane kommt die Treppe hinauf, schimpft schon im Gang über das Wetter und tritt, noch mit Hut und Regenmantel angethan, in das Zimmer.

„Regnet es?“ fragte Nette, ihr entgegengehend.

„Alles durcheinander; es regnet von oben und von unten; alles ist Wasser und Schlamm.“

Und den Regenmantel abwerfend, so daß Nettes Arm ihn gerade auffangen kann, und den Hut in gleicher Weise folgen lassend, ließ sie sich mit einem tiefen Seufzer in einen bequemen niederen Sessel fallen.

„Ich bin froh, daß ich Dein freundliches Gesicht wieder sehe, Nette“, sagte sie, als die ältere Schwester Mantel und Hut fortgelegt hatte.

„Bist Du sehr müde, Mili?“

„Nur mein Geist ist müde! So einige Stunden lang vor einem halben Duzend dummer, nichtsagender, schläfriger Gesichter sitzen zu müssen, und zwar doppelt, in Natura und auf der Leinwand, das ist entsetzlich geisttötend.“

„Anregend ist es nicht!“ sagte Nette, vor ihr niederknieend, um ihre Stiefel loszuknöpfen, ein Dienst, den Miliane sich wie selbstverständlich gefallen ließ.

„Und ihre dummen Bemerkungen anhören zu müssen! Der eine legt das Hauptgewicht auf seinen Schnurrbart, die andere möchte ihre Warze oder ihr schielendes Auge gerne verschleiern sehen. Wenn ich

nur ein wenig idealisieren könnte, aber es geht unmöglich; es wird eine Porträtgruppe wie vor einer Kirmeßbude, und zu diesem Sammelsurium muß ich meinen Namen hergeben!“

„Sie bezahlen gut, das ist wenigstens ein Trost.“

„Für Dich vielleicht, für mich nicht! Ich halte es für verlorene Zeit, die ich diesen Prozen widme. Ich hätte ablehnen sollen.“

„Ach, Mili! so weit sind wir noch nicht, daß wir uns diesen Luxus gestatten könnten. Soll ich mittlerweile das Essen aufstischen lassen?“

„Was hast Du heute?“

„Schneidebohnen mit Wurst.“

„Und weiter nichts?“

„Einen Zitronenpudding mit Kumsauce.“

„Iß Du denn nur die Schneidebohnen und gib mir den Pudding.“

„Ach, Miliane, davon kannst Du doch nicht leben!“

„Ich habe genug am Geruch des Sauerkrauts bei den van Emdens, aber ein frischer Pudding kann mich jetzt gerade reizen.“

Kette schellte, und eine Miniaturmagd, die gerade zu den zierlichen Möbeln und dem kleinen Zimmer paßte, trat mit der dampfenden Schüssel Bohnen ein.

„Bringe auch die süße Speise, Lenchen“, sagte Kette, und während sie sich mit gutem Appetit über das Hauptgericht hermachte, aß Miliane, ohne ihre bequeme Lage zu verlassen, fast den ganzen Pudding.

„Herrlich, das erfrischt! Trinkst Du Bier, Kette? Gib mir einen Fingerhut Portwein. So, nun bin ich wieder ein anderer Mensch und will ein Schläfchen halten.“

Ihr feines Gesichtchen schmiegte sich in die Kissen des Sessels, und sie blieb eine gute Weile mit geschlossenen Augen liegen, während Kette die Gläser ausspülte, mit Hilfe des Mädchens den Tisch abdeckte und die Vorbereitungen zum Theezusetzen traf. Als Miliane die Augen öffnete, brannte die Spirituslampe unter

dem Theetopf und das Wasser sang sein monotones, aber doch so anheimelndes Liedchen.

„Habe ich lange geschlafen?“ frug sie lächelnd.

„Na, etwa eine gute halbe Stunde.“

„Ich war auch so müde, so müde.“

„Arme Mili, bleibe nur ruhig sitzen! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Ein Täßchen Thee?“

„Sehr gerne! Weißt Du, von wem ich träumte?“

„Von Deinen Prozen vielleicht?“

„Gott sei Dank, nein! Erst sah ich nichts als ihre großen, dicken Köpfe in duplo, dann wurde alles ganz verschwommen, und ich träumte, daß wir auf dem Boot fahren zwischen Maastricht und Lüttich und daß ich — daß ich „Prinz Sektor“ porträtierte.“

„Das war angenehmer als die Wirklichkeit, nicht wahr?“

„Wenigstens nicht so geistlos. Es ist doch schade, Nette, daß wir nicht wissen und nie erfahren, wer er ist.“

„Deine eigene Schuld, Mili, mit Deinem In-fognito!“

„Es wäre auch so prosaisch gewesen, ihm unsere Namen zu nennen.“

„Der ihm vielleicht nicht unbekannt war.“

„Das weiß ich wohl besser, aber ich fand es so reizend, daß er sich alles mögliche von uns denken konnte, und daß er danach raten mußte, ob wir Putz-macherinnen, Blaustrümpfe oder sonst was waren.“

„Oder Prinzessinnen vom nämlichen Geblüt, wie er.“

„Etwas besonderes war er doch gewiß. Ich sah noch selten einen Mann, der so sicher und nobel aufzutreten mußte.“

„Und ich sah Dich noch nie so lange mit jemandem beschäftigt, den du doch nur eben gesehen und gesprochen hast.“

„Daraus kannst du schließen, wie sehr er andere Menschen an Wert übertrifft.“

„Doch wohl nur an äußerem Wert!“

„Ja, aber danach läßt sich oft der innere feststellen, das siehst Du zum Beispiel an den van Emdens.“

Nette, immer in Thätigkeit, hatte ihr Arbeitskörbchen vom Schornsteinmantel genommen, und während sie darin suchte, rief sie plötzlich: „Wie vergeßlich ich doch bin, Mili! Es ist heute Vormittag ein Herr da gewesen, der mit Dir sprechen wollte; als er hörte, daß du nicht zu Hause warst, hat er dieses Kärtchen zurückgelassen.“

„Und so etwas wichtiges sagst du mir jetzt erst? Laß mal sehen! Ich bin gerade in einem Zustande, begierig, etwas neues, anregendes zu erfahren.“

Auf der Karte stand: „Freiherr Leo von Alkeraede,“ und darunter mit Bleistift geschrieben:

„bedauert sehr, Fräulein Wolson nicht zu Hause gefunden zu haben, und hofft, die Ehre zu haben, am Sonntag Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr ihr seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Hast du ihn gesehen?“ frug Miliane.

„Nein, Lenchen hat die Karte an der Treppe in Empfang genommen. Weißt du, wer es ist?“

„Ich erinnere mich des Namens kaum. Liegt nicht in der Gegend von Hoendrecht ein Landgut, das Schönort, Schönheim oder Schönthal heißt, — irgend so ein schönklingender Name ist es?“

„Ja, es war die Rede davon, daß da so viel gebaut wird.“

„Ich meine, daß es den Alkeraedes gehört.“

„Dann wirst du nun vielleicht adelige Porträts malen müssen, Mili!“

„Wir wollen hoffen, daß sie dann auch ein wenig aristokratisch aussehen!“

„Wie „Prinz Sektor“ etwa?“

„Das ist zuviel verlangt; wenn sie nur halb so gut aussehen, will ich schon zufrieden sein.“

Viertes Kapitel.

Am Nachmittage des folgenden Sonntages zwischen zwei und drei Uhr stand ein kräftiger, junger Mann mit gesunden, frischen Wangen und klaren, fröhlichen Augen in dem kleinen Salon der Damen Wolson; die Anwesenheit des männlichen Besuchers ließ das Miniaturmäßige der Möbel und das Niedere und Enge der ganzen Behausung erst recht hervortreten. Er getraute sich kaum, die Tragkraft eines der zierlichen Sesselchen auf die Probe zu stellen.

Miliane ließ nicht lange auf sich warten und dachte, als sie ihn flüchtig aufgenommen hatte: „Ein angenehmes freundliches Aeußere, noch ganz jung, ein glattes Gesicht, aber lebenslustige, kluge Augen, die magnetische Kraft besitzen.“

Herr von Alkeraede aber dachte: „Eine vornehme, reizende Erscheinung, allerliebste geschmackvolle Toilette“; damit machte er eine respektvolle Verbeugung und sagte einfach, aber mit größerer Aufrichtigkeit als gewöhnlich, daß es ihm eine wahre Ehre und ein großes Vergnügen sei, die berühmte Künstlerin, Fräulein Wolson, persönlich kennen zu lernen.

Miliane wies ihm einen Stuhl an, und auf ihre Verantwortlichkeit hin vertraute er sich dem gebrechlichen Ding an; sie nahm ihm gegenüber Platz und frug, was ihr das Vorrecht seines Besuches gewähre.

„Sie zwingen mich, gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen,“ sagte er lächelnd, „aber es ist vielleicht auch besser so, da Ihre Zeit ja mehr in Anspruch genommen ist, als die meinige. Ich wohne auf dem Landgut „Schönburg“ bei Hoenbrecht, ein altes Haus mit einem großen Park. In einer Ecke desselben lasse ich ein — ja, wie soll ich es nennen — für einen Pavillon ist es zu groß, und Haus kann ich es auch nicht betiteln — kurz, es ist eine Laune und daher habe ich es „Caprice“ getauft. Es ist aber noch lange nicht fertig, denn ich finde immer etwas zu ändern und hinzuzufügen. Ich war mir lange nicht klar, was noch

daran fehlte, aber jetzt weiß ich es: Ein Kunstwerk von Ihrer Hand muß es noch ausschmücken.“

„Sie schmeicheln mir, mein Herr!“

„Im Gegentheil, es wird mir schmeichelhaft sein, wenn ich die Vergünstigung erhalten werde, daß Sie einige Stunden Ihrer kostbaren Zeit der Ausschmückung eines der Gemächer widmen wollen.“

„Warum nicht? Ich nehme gern Bestellungen an, wenn ich auch in den letzten Monaten sehr beschäftigt war; ich hoffe bald einige freie Zeit zu meiner Verfügung zu haben.“

„Und ich hoffe, daß Sie dann auch Zeit und Lust finden, „Caprice“ einmal in Augenschein zu nehmen? Meine Tante, Frau Silberda, die bei mir wohnt, verlangt sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Ich werde gern mit meiner Schwester Ihrer Einladung folgen.“

„O! es wird mir eine große Freude sein, und wann wollen Sie kommen? Darf ich Ihnen vielleicht am Mittwoch gegen 10 Uhr meinen Wagen senden? Nach dem Frühstück werden wir dann alles in Augenschein nehmen.“

„Das würde mir schon konvenieren, wir wollen es daher bei der Absprache lassen.“

Herr von Alkeraede stand auf, grüßte höflich und entfernte sich.

Wiliane ging in das Wohnzimmer zurück, und da Nette noch nicht zu Hause war, setzte sie ihre Lektüre fort.

Um vier Uhr kam die ältere Schwester heim.

„Ist Dein Besuch da gewesen?“ frug sie, „und —“

„Er hatte natürlich eine Bestellung, aber er schien hier nicht darüber reden zu können und erwartet uns am Mittwoch auf seinem Landgut.“

„Uns? Natürlich! Ich werde ihm viel dabei helfen können! Du weißt also nicht, ob Du sein Porträt malen sollst?“

„Nein, aber ich würde es gerne thun. Er hat ein sehr angenehmes, offenes Gesicht und ein paar freundliche Augen, die Dich gleich einnehmen würden.“

„Du liebst mehr die Mephistogefichter à la Prinz Hektor, hm? Ich weiß aber schon mehr von dem Junker als Du!“

„So, was denn?“

„Sein Dasein schon ist eine Enttäuschung.“

„Das sollte man nicht sagen; er sieht nicht danach aus, als wenn er Jemand täuschen könnte.“

„Nun ja, er kann ja nichts dafür, daß er zur Welt kam. Das Landgut hat viele Jahre hindurch dem alten Baron von Alkeraede, seinem Vater, gehört. Dieser ist, als er noch jung war, ebenso unglücklich als reich verheiratet gewesen, so daß ihm nach dem Tode seiner Frau die Lust vergangen war, es noch einmal zu versuchen. Seine viel jüngere Schwester, eine Witwe . . .“

„Frau Silberda?“

„So, kennst Du ihren Namen?“

„Ja, die wird uns empfangen.“

„Eine Offizierswitwe also, mit einem Söhnchen, das der alte Herr als sein eigenes betrachtete und als seinen Erben erzog. Bisweilen ging er mit dem Knäbchen spazieren und sagte ihm: „Siehst du die Ländereien und Wälder, das alles wird später dein Eigentum!“

Mutter und Sohn rechneten denn auch sehr darauf, bis eines Tages eine französische Putzmacherin aus der Stadt, ein hübsches, fröhliches Ding, das der Dame ein Kleid anzumessen kam, von einem Gewitter überfallen wurde, draußen blieb und sich am Abend so artig zu benehmen wußte, daß der alte Herr ganz in sie vernarrt wurde; acht Tage darauf war er mit ihr verlobt und nach sechs Wochen verheiratet. Frau Silberda bewegte natürlich Himmel und Erde, um den unsinnigen Plan zu vereiteln, aber es half ihr nicht. Was sollte sie nun beginnen? Ihr Vermögen war sehr heruntergekommen; von ihrer kleinen Pension konnte sie nicht leben. Die junge Frau wußte ihren alten Mann zu erheitern und zu verwöhnen, aber vom Haushalt verstand sie nichts. Zudem versprach der Baron seiner Schwester ihren Sohn studieren lassen, und ganz und

gar für ihn sorgen zu wollen, wenn sie bei ihm bliebe, so that sie es denn in des Himmels Namen und blieb da bis auf den heutigen Tag!"

"Sind die Eltern gestorben?"

"Ein Knabe ward geboren, und das war die schlimmste Enttäuschung; dies schlug der letzten Hoffnung der Frau Silberda vollends den Boden aus. Als er drei Jahre alt war, bekam er die Diphtheritis; seine Mutter pflegte ihn und da sie sehr zärtlich war, küßte sie ihn vielleicht zu viel, so daß sie von der Krankheit angesteckt wurde und starb. Der alte Herr lebte noch zehn Jahre nach dem Tode seiner zweiten Frau, bis er vor etwa einem Duzend Jahre ebenfalls das Zeitliche gesegnet hat."

"Aber von wem weißt Du denn all diese Details, Nette?"

"Bon Fräulein de Boos, die eine Nichte hatte, die als Haushälterin auf Schönburg gewesen ist."

"Nun, es ist mir schon recht, daß ich wenigstens etwas, sei es auch nur aus vierter oder fünfter Hand, von der Familie weiß, so kommen wir nicht auf ganz unbekanntes Terrain."

"Das wird eine Pracht werden, was der Junker da bauen läßt! Er ist sehr beliebt und soll sehr gut für seine Pächter sorgen."

"So, das wissen wir auch schon! Ich habe mein „Porte bonheur“ doch angelegt? Wie gut wird er dann erst für uns sorgen!"

"Wer weiß?" sagte Nette achselzuckend.

Fünftes Kapitel.

Die Nacht vor dem zur Fahrt nach „Schönburg“ bestimmten Morgen war sehr nebelig und kalt gewesen; die Erde, die unter der schweren Decke geschlafen hatte, trug noch die Spuren dieser Umhüllung, als die Sonne

allmählich die Nebel zerteilte, bis er in einen zarten Schleier verwandelt schien, der einen Zaubergarten lustig umschwebte.

Die kahle Landschaft, wie vom Stabe einer Fee berührt, besitzt jetzt einen Schmuck, welcher die so lange eines jeden Zierrats beraubten Bäume und Pflanzen einige Stunden darüber trösten kann, daß sie ihr liebliches Grün noch ein paar Monate entbehren müssen.

Die Fee hatte mit ihrem Nebelschleier die Herrlichkeiten des Zaubergartens bisher verhüllt, nun aber zog sie ihn hinweg, um ihr Meisterstück der Bewunderung der Sterblichen vorzuführen.

Schöner ist die Landschaft selbst nicht, wenn der Lenz seinen smaragdnen Regen über Wald und Hain ergießt, oder wenn der Herbst den noch reich beladenen Bäumen seine glühenden Farbentöne beisezt.

Der Schnee liegt unberührt, mehr als fußhoch; hier und da nur trägt er den Eindruck eines flüchtigen Waldläufers oder die leichten Spuren eines hüpfenden Wandervogels, der sich vergebens nach Futter umgesehen hat.

Die mit Reif überzogenen Bäume gleichen riesigen Randelabern aus einem Salzbergwerk, weißen Korallen-Versteinerungen, krystallinen Zierraten eines Gartens, der vielleicht irgendwo auf dem Grunde der See oder einer Grotte verborgen liegt; die Tannen oder sonstigen Nadelhölzer gleichen phantastischen Zuckerbrotten oder Straußenfedern aus dem Riesenlande; die Blätter der Stechpalme sind mit einem Pelzbesatz umsäumt, wie ihn die geschickteste Stickerin nimmer wirken würde. Die anderen Sträucher sind wie mit reichen spitzenbesetzten Brautkleidern umhangen.

Die Trauerweide läßt ihre Zweige noch tiefer hängen als sonst, wie ein von den Jahren niedergebogter Greis mit schneeweißen Locken; die Hecken sind mit weißen Fäden überzogen; die Schlingpflanzen strecken ihre weißen Häubchen über die Mauer aus.

Es ist alles totenstill; nur hier und da fliegt ein Sperling, von dem heranrollenden Wagen aufgeschreckt,

wider das Gezweige und läßt den Flitterstaat in weißem Flockenregen niederstieben; die Sonne, die noch immer nicht recht ausgeschlafen hat, schiebt langsam den Wolkenvorhang bei Seite und das eintönige Grau tritt zurück, im Westen schwebt ein bläulicher Duft, der allmählich in das reinste Weiß übergeht, während der Osten in Ambra und Orange getaucht ist.

Nun wird das Feuerwerk im Wintergarten der Feen angezündet, die Kandelaber und die Zuckerbrote werden mit Rosenglut übergossen; der Teich, von seiner Schneelast befreit, blinkt wie eine Perlmutterplatte, die alle Farben des Regenbogens aufweist.

Alles blinkt und glänzt und flimmert und funkelt, als wären es lauter Diamanten und Rubinen, nach allen Seiten hin über das vergoldete Schneefeld ausgestreut.

Fern am Horizont, wo Himmel und Erde von leichtem Purpurhauch umflossen, zusammenzuschmelzen scheinen, hebt sich eine Reihe Bäume aus einer riesigen, blaßgelben Blönde hervor, sich gegen die Luft abzeichnend wie die Garnitur am himmelblauen Kleide einer Gigantenkönigin.

Doch die Sonne steigt höher und höher; sie durchwirkt den Rauch, der aus den Häusern aufsteigt, mit einem roten Kupferglanz und wirft lange, blaue Schatten über den fleckenlosen Schnee; weiß und blau, die Farbe der Jungfrauen, ziert jetzt die Natur.

In diesen und ähnlichen Bildern erging sich Milianens überschwengliche Natur.

„So müßte man die strenge Winterkönigin kleiden, weiß und dunkelblau, rein, aber kalt und hart, dem den Tod bereitend, der sich zu lange im Bewundern ihrer Schönheit vergißt,“ rief sie mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen mit dem Enthusiasmus, den nur der wahre Künstler beim Betrachten der Natur empfindet, als sie rasch durch den Zaubergarten dahinführen.

Ihr ganzes Wesen glühte vor Lebenslust und Freude. Ein Löwenfell bedeckte sie und Kette bis über

die Kniee; sie selbst war ganz in Pelz gehüllt und ein großer Kubenshut mit wallender Feder umgab ihr von der strengen Kälte rosig angehauchtes Gesicht. Ein paar feuerige Apfelschimmel zogen den Wagen.

„Ich muß mir das einprägen, ich sah nie etwas so Herrliches; es ist um so schöner, weil es so flüchtig ist. Die Sonne, die der Zauberlandschaft die höchste Schönheit gab, führt auch in wenigen Augenblicken ihre Zerstörung herbei. Es ist das Licht der Wirklichkeit, das unsere Kinderillusion zerstreute, es ist der Glanz des Jupiter, der Semele tötete; es ist die Liebe, die erst der Geliebten ihre volle Schönheit gibt, um sie dann bleich und kalt und sterbend zurückzulassen.“

Nette hörte das alles schweigend an.

„Du kommst in der richtigen Stimmung in „Schönburg“ an. Der Junker kann Dich nicht besser inspiriert wünschen; ich für meinen Teil bin froh, daß die strenge Kälte nicht lange dauern wird. Reif bedeutet Tauwetter. Strenge Herren regieren nicht lange.“

Miliane gab nicht Acht auf diese prosaische Unterbrechung, immer noch fand sie neue Schönheiten, tauchten ihr neue Bilder auf, bis der Wagen in einen Seitenweg einfuhr, der an beiden Seiten mit hohen Bäumen bepflanzt war, und zu einer Mauer führte, die das Einfahrtsthor zu „Schönburg“ bildete.

Das Haus war im Stil des vorigen Jahrhunderts aus rotem Backstein erbaut; es hatte eine stattliche Freitreppe, ein Wappen im Giebel und einen kleinen Glockenturm.

Der Wagen fuhr über den mit Kieseln belegten Platz und hielt vor der Treppe still; die Thüre wurde geöffnet und Junker Leo sprang die Stufen hinunter, um den Wagenschlag zu öffnen und den Damen beim Aussteigen zu helfen.

„Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie doch gekommen sind, trotz der Kälte!“ rief er herzlich.

„Wir müssen Ihnen vielmehr dankbar sein für die herrliche Fahrt,“ entgegnete Miliane, „wir sind durch einen Zaubergarten gefahren.“

„Nicht wahr? Ich bin den ganzen Morgen im Walde gewesen, wo die Göttin des Winters Hochzeit feiert. Darf ich Ihnen voran gehen zum Salon, wo meine Tante Sie erwartet?“

Der Salon befand sich links von dem breiten mit Gipsbildern verzierten Gang; die Thüren standen ein wenig vor und waren reich geschnitz, altertümlich, aber solide, für Jahrhunderte, statt für ein bald verschwindendes Geschlecht berechnet. Der Saal war geräumig und mit verblaßten Gobelins tapeziert; die Möbel hatten die massive plumpe Form der letzten fünfzig Jahre und trugen noch ihre unzerstörbare Bekleidung von schwarzem Wollensammet. Den Kamin, der weit in das Zimmer vorsprang, überragte ein Gemälde mit sehr lebhaften Farben, während der lustig brennende offene Herd einen anheimelnden Eindruck machte.

Frau Silberda, die Tante, kam den Damen entgegen; ihre Erscheinung war in Harmonie mit der Umgebung; sie trug ein dunkelviolettes Seidengewand, mit einer Kamelie und einem schmalen Spitzenkragen als einzigen Schmuck; das Haar war ganz verdeckt unter der friesischen Kappe und der Goldplatte, die ihrem noch gut gefüllten und frischen Gesicht einen gefälligen Rahmen gaben.

Dieser Hauptschmuck überraschte und erfreute Miliane, die alles, was charakteristisch war, sehr zu schätzen wußte, und deshalb die Dame mit freundlichem Lächeln begrüßte.

Frau Silberda's Worte jedoch waren nicht von den Aeußerungen anderer Damen verschieden; sie sprach vom kalten Wetter, von der langen Fahrt, und daß man eigentlich ebenso gut mit der Bahn nach Hoendrecht fahren könne und dergleichen mehr. Die Damen möchten nur dicht beim Feuer Platz nehmen; ein Ofen gäbe eigentlich mehr Wärme, aber Leo hätte so gern ein offenes Feuer und so weiter.

Ein junges Mädchen, höchstens 16 oder 17 Jahre alt, mit hellblondem Haar und sehr einfach gekleidet,

trat ein, nickte eben mit dem Kopfe und nahm schweigend Hüte und Mäntel in Empfang.

Der Junker stand am Herde, an den breiten Schornsteinmantel gelehnt, und die zierliche, elastische, von einer schwarzen Sammetjoppe knapp umschlossene Gestalt zu Miliane herüberbeugend.

„Es freut mich so, Sie einmal hier zu sehen, Fräulein Wolson, um Ihr Urteil über meinen Geschmack zu vernehmen. Ich habe so viel gebaut und noch viel mehr entworfen, daß ich für mein ganzes Leben genug daran habe, wenn es noch fünfzig Jahre dauern sollte,“ und er lächelte wie einer, der sich jung und kräftig fühlt und den Tod für ein Schreckbild hält, womit er in den ersten Dezennien nichts zu schaffen hat.

„Ja! das Bauen ist seine Manie,“ sagte Frau Silberda, „Sie werden das gleich einmal sehen, Fräulein,“ instinktmäßig richtete sie ihre Worte an Netze, als wenn sie hoffte, dort mehr Sympathie zu finden.

„Liebe Tante,“ versetzte der Junker, „Du wirst zugestehen müssen, daß ich Dich nicht damit belästige. An Schönburg verändere ich nichts. So wie mein armer Papa es hier ließ, ist es mir gut genug, aber „Caprice,“ das ist meine Schöpfung.“

„Caprice — ein origineller Name!“

„Den gab Erich, nicht wahr Leo? Ja, mein Sohn hat immer solche Einfälle.“

„Sawohl, Tante! In seiner hohen Weisheit meinte Erich, daß es wirklich nur eine Laune von mir sei und ich habe ihm den Gefallen gethan, es so zu nennen. Wir wollen uns aber erst erfrischen Tante? Und dann wollen wir das Kind der Laune besichtigen.“

„Wenn die Damen so gut sein wollen mir zu folgen!“ sagte Frau Silberda, indem sie die Doppeltüre öffnete, die zu einem noch größeren Salon führte, wo bei dem freundlich brennenden Herd das Frühstück angerichtet war.

Das Zimmer war gerade so möbliert wie das andere, nur waren die Wände mit Familienporträts bedeckt und

ein monumentales Buffet nahm fast eine ganze Seite des Gemaches ein.

Auf dem Tisch aber glänzte Silber, Krystall und Porzellan von Sevres. In geschliffenen Karaffen perlte der Wein, im Sonnenlicht wie Gold und Rubin erfunkelnd; kandierte Früchte waren neben substanziielleren Speisen aufgetragen: alles verriet den feineren Luxus, die Atmosphäre, worin Miliane sich am liebsten bewegte.

Unbewußt nahmen ihre Augen einen hellen, sonnigen Ausdruck an; in ihrem dunkelroten, etwas mittelalterlich zugestutzten Sammetkleid mit den gepufften Ärmeln und der breiten Halskrause sah sie besonders hübsch aus wie ein Familienporträt, das aus dem Rahmen niedergestiegen war und dem eine gütige Fee Jugend und Schönheit zurückgegeben hatte.

Junker Leo schien nicht unempfindlich für die liebevolle Erscheinung der Künstlerin, deren bewegliches von Sonnengold umflossenes Köpfchen fortwährend den Ausdruck wechselte, je nach dem Gegenstande, den die Unterhaltung berührte.

Als man Platz genommen hatte, bemerkte Nette, daß unten am Tische noch ein Gedeck stand und gleich darauf trat das blasse blonde Mädchen ein, nahm den Chokoladefessel zur Hand und begann die Gesellschaft zu bedienen.

„Ich glaube, daß die Tante versäumt hat, Ihnen unser Nichtchen vorzustellen!“ rief der Junker plötzlich. „Die Damen Wolson, Fräulein Gefine Silberda, die rechte Hand meiner Tante und für mich nicht weniger freundlich besorgt.“

Die drei Damen verbeugten sich; das Mädchen blieb aber kalt und gleichgültig, und Frau Silberda sagte halblaut zu Nette: „Man denkt nicht gleich daran, es ist noch ein Kind, aber Leo will sie wie eine junge Dame behandelt wissen.“

Das Gespräch verteilte sich naturgemäß von selbst; Junker Leo und Miliane sprachen eifrig und mit Feuer über die Kunst; Frau Silberda und Nette interessierten

sich nicht weniger für die Preise der Wintervorräte, und erstere klagte über das teure Fleisch und über die Last, das nötige für ein Diner in Hoendrecht zu bekommen, denn Leo mußte alles Mögliche haben ohne je nach dem Preise zu fragen.

Gesine gab mehr auf die Unterhaltung der ersteren acht, so selbst, daß ihre Tante einen Augenblick ihr Gespräch abbrach, um der Nichte zuzurufen:

„Aber Kind, schenke die Tassen doch voll, oder ist den Damen vielleicht ein Glas Wein gefällig?“

„Ihr Herr Vater ist also in Rom gestorben?“ frug Leo, „ich habe voriges Jahr noch das Vergnügen gehabt, dort eine Gruppe von seiner Hand zu kaufen. Sie werden es gleich sehen, es hat einen Ehrenplatz zwischen meinen Kunstschätzen.“

„Von meinem Vater! Hörst Du das, Nette, Herr von Alkeraede hat in Rom ein Bild von Papa gekauft.“

„Ja, es werden sich da wohl noch mehrere befinden. Als nach des Vaters Tode sein Atelier versteigert wurde, sind sie nach allen Richtungen hin zerstreut worden.“

„Sind Sie denn auch in Rom gewesen?“ frug Frau Silberda.

„Nein, gnädige Frau“, antwortete Nette. „Meine Schwester hat in Paris, Brüssel und München studiert; Vater lebte aber in den letzten Jahren in Rom, wo er Bildhauer war.“

„Wie sonderbar, daß Sie nicht bei ihm blieben!“ Eine flüchtige Röte überzog Nette's Wangen.

„O! das ist nicht so sehr sonderbar. Miliane wollte sich in der Malerei vervollkommen und dazu war in den anderen Städten besser Gelegenheit als in Rom.“

„So? Und ist Ihre Mutter schon lange tot?“

„Seit zehn Jahren. Sie ist in Amsterdam gestorben, wo wir bis zu ihrem Tode blieben.“

„Sie muß Ihnen ähnlich gewesen sein, nicht wahr? Ihre Schwester ist ganz das Gegenteil von Ihnen, die reine Künstlerin, während Sie so — so —“

„Eine ganz gewöhnliche Person, gnädige Frau!“ lachte Netze, „aber Sie haben Recht, ich habe viel von meiner Mutter, gottlob!“

„Und Ihre Schwester hat gewiß viel vom Vater?“

„Nein“, erwiderte sie sinnend, „nein, ganz und gar nicht.“

„Aber Sie sind doch keine Halbschwestern?“

„Gewiß nicht!“

„Sonderbar, sehr sonderbar! Und — es ist wohl ein wenig neugierig, aber — hat Ihre Schwester nicht einen sehr wunderlichen Namen?“

„O, sie heißt Maximiliane, aber das ist so schrecklich lang, darum nannten wir sie Miliane, oder auch kurzweg Mili oder Mi!“

„O pfui, Mi!“ rief der Junker, der das letzte Wort aufgefangen hatte, „welch' eine abscheuliche Wortverderberei. Erlauben Sie das, Fräulein Wolson?“

„Was soll ich machen?“ lachte Miliane, „meine Schwester darf mehr als alle anderen.“

Bald darauf erhob man sich; Gesine trat ein, wieder mit Hüten und Mänteln beladen, auch mit einem schweren Radmantel und einer Pelzkappe für die Tante; Junker Leo aber schlug vor, seiner vielbesprochenen Schöpfung einen Besuch abzustatten.

Sechstes Kapitel.

Der Weg führte durch den Park, der, wiewohl fast ganz seines Krystallschmuckes ledig, trotz der kahlen Bäume fröhlich in seinem sonnigen Schneefleide dalag.

Es war ein gebahnter Pfad, und der Junker ging mit Miliane, immer im eifrigen Gespräch, voraus; Gesine hatte vorgezogen, zu Hause zu bleiben, und

Frau Silberda folgte mit Annette, deren hausbackene Anschauungen ihr viel mehr zusagten, als die Launen des „Künstlervolkes“.

Sie erzählte jetzt von ihrem Sohne, der leider nirgends Ruhe finden konnte; er hatte die ganze Welt bereist vom Nordpol bis zum Nil und war fast nie zu Hause. Nur einmal im Jahre besuchte er sein Vaterland; jetzt habe er eine Stelle in London bei einer Zeitung.

Es sei hart für ihn gewesen, auf ein so schönes Besitztum verzichten zu müssen, aber ihr Bruder sei völlig frei gewesen, sich wieder zu verheiraten, und Leo sei ein guter Junge, dagegen lasse sich nichts einwenden, wenn er auch vielleicht sein Geld zu wenig achte.

„Caprice“, so müsse er eigentlich selbst heißen, wie Erich immer sagte. „O! wenn er hier nur Herr wäre, er würde es ganz anders eingerichtet haben! er wäre ein Mann von Gewicht geworden und würde seine Zeit nicht vertändeln, wie . . . Ja, sie dürfe es eigentlich zwar nicht selbst sagen, aber Erich habe unendlich viel mehr los wie Leo.“

„Und doch“, dachte die praktische Nette, „scheint jener es zu nichts gebracht zu haben, und Junker Leo, das muß man ihm lassen, versteht die Kunst, seinen Reichtum dem guten Geschmack dienstbar zu machen.“

Sie standen vor „Caprice“ und nun begriff Miliane, daß der Erbauer um einen Namen für seine Schöpfung verlegen gewesen war. Es war Villa, Schweizerhaus, Tempel, Kloster, alles was man wollte, und erst zur Hälfte vollendet.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ frug der Junker mit seinem sonnigen, kindlich heiteren Lächeln.

„Das muß erst von allen Seitenesehen werden“, erwiderte Miliane, „darüber läßt sich nicht so bald ein Urteil fällen.“

„Ich bitte, seien Sie nicht gar zu strenge, Fräulein Wolson, betrachten Sie es wie eine Laune und weiter nichts. Da ich eine Musterkarte von allen Baustilen vereinigt habe, um jedem etwas zu bieten,

fürchte ich, daß das Ganze keinem gefallen wird. Wollen wir erst das Innere inspizieren?"

Er ging voraus zu einer römischen Kolonade, die zu einem pompejanischen Atrium führte, das als Gewächshaus eingerichtet war; in Mosaikarbeit war das Wort „Salve“ im Fußboden angebracht.

„Das Willkommen gilt Ihnen, meine Damen!“ sagte er mit einer klangvollen, freundlichen Stimme.

Nette konnte ihre Augen nicht von dem offenen, einnehmenden Gesicht abwenden.

„Es ist, als wenn er einen Sommerhauch mitten in die winterliche Landschaft zaubert“, dachte sie.

In „Caprice“ waren alle Zimmer erwärmt, ohne daß ein Ofen sichtbar wurde. Vom Atrium traten sie nun in einen gothischen Saal mit gemalten Fensterscheiben und den dazu passenden Möbeln; daneben war ein chinesisches Kabinett mit Porzellantellern und Schüsseln rings an den Wänden, mit phantastischen Tiergestalten und schrecklichen Götzenbildern bemalt; dann ein alt-holländischer Speisesaal mit schönen Gemälden und den Mauerfliesen aus Delft, von altersher berühmt.

Hier war es warm; Miliane legte ihren Pelzmantel ab und stand mit ihrem großen Kubenshut und ihrem malerischen Kostüm mitten in einer mit ihrer Erscheinung trefflich harmonierenden Umgebung.

„O! wie schön passen Sie hier hinein!“ rief Leo entzückt, „so muß die Gastfrau dieses Hauses gekleidet sein.“

Miliane lachte und Nette errötete statt ihrer, während Frau Silberda den Kopf schüttelte und den Ausruf einer jungen Dame gegenüber ohne Zweifel sehr unpassend fand.

Miliane und Leo waren aber ganz mit der Kunst beschäftigt; er zeigte ihr bald dieses, bald jenes Meisterstück, das er auf seinen Reisen gekauft hatte, und sie bewunderte und genoß, als wenn sie sich in einem wohlgeordneten Museum befände.

Nun folgten noch ein italienischer, mit Mosaik verzierter Saal, eine maurische Kuppel und eine

griechische Bilderhalle, worin der Junfer den beiden Schwestern eine schöne Gruppe, den Abschied von Hector und Andromache, von der Hand ihres Vaters, zeigte.

Plötzlich mußte Miliane an ihren „Prinzen“ denken. Er würde der würdige Fürst dieses Zauberpalastes sein, meinte sie, besser als dieser kindische Knabe, von dem sie kaum denken konnte, daß er dies alles entworfen habe.

„Sie wollten mit diesen Musterkarten aller Stilarten wohl zeigen, wie man am besten seine Wohnung einrichte?“ frug Nette.

„Nein, mein Fräulein, ich wollte darin nur eine Probe jeder Kunst und alles Schöne versammeln, und übrigens ist es ja nur — Caprice!“

Er rief Miliane nach der anderen Seite, um wieder etwas neues zu bewundern.

Frau Silberda sah Nette lachend an und sagte: „Caprice und immer wieder Caprice! sagt mein Sohn. Wie war es auch anders zu erwarten: die Heirat seines Vaters war die größte Laune. Ein Kind, das nichts vom Haushalt verstand, sondern nur Blumen machen und lustige Lieder singen konnte. Und er hat ganz ihre Art, sagt mein Sohn.“

„Ihr Sohn scheint sehr viel Kenntniß und Erfahrung zu besitzen,“ sagte Nette mit dem ernstesten Gesichte von der Welt und vollendete damit die Eroberung, die sie bei der alten Dame gemacht hatte.

Heimlich aber dachte sie: „Ein unausstehlicher Pedant, dieser Sohn! Ich gönne das prächtige Besitztum tausendmal lieber dem wackeren Knaben, der so fröhlich in's Leben hineinschaut und seine Worte nicht abwägt.“

„Und nun möchte ich endlich an Ihre Güte appellieren,“ sagte Leo, indem er eine Thüre öffnete, die zu einem erst halb vollendeten Saale führte, „dieses Zimmer will ich ganz modern einrichten. Da sind sechs Medaillons, wie Sie sehen. In eins derselben soll ein Spiegel kommen, und ich möchte nichts lieber

wünschen, Fräulein Wolson, als daß Sie sich der fünf anderen annähmen. Es sind vier gleiche Fächer, das dem Spiegel gegenüber ist etwas größer. Ich hatte an die vier Jahreszeiten oder an die fünf Sinne gedacht. Aber Sie wissen gewiß noch etwas besseres.“

Milianes Augen glänzten, wie unter dem Einfluß einer plötzlichen Eingebung.

„Nein!“ rief sie, „nicht immer das nämliche. Die vier Hauptmomente des Tages: Morgen, Mittag, Abend und Nacht in den Seitenmedaillons, und das fünfte sei der Wintersee gewidmet, so wie sie mir heute erschienen ist.“

„Herrlich! Ein genialer Gedanke! O Fräulein Wolson, wie dankbar bin ich Ihnen für die Gunst, daß Sie nicht allein die Arbeit übernehmen wollen, sondern sich ihr mit so großer Begeisterung hingeben.“

„Sie verlangen nur Bilder auf Leinwand, keine Fresken, nicht wahr?“

„Natürlich, Sie arbeiten daran zu Hause ganz nach Ihrer Bequemlichkeit und so lange Sie wollen.“

„Und wollen Sie mir als Modell für den Morgen dienen?“

„Ich, in meiner Sammetjoppe und mit meiner Pelzmütze?“

„Das Kostüm werde ich schon finden, ich will nur Ihre Züge wiedergeben.“

„Sehe ich denn so morgendlich aus? Hören Sie Tante, was Fräulein Wolson beschlossen hat und was sie von mir verlangt?“

Frau Silberda mußte erst alles genau erfahren.

„O!“ sagte sie, „Du bist oft kindisch genug, denn der Morgen ist ja ein Kind, wie Erich sagt. Für den Mittag müssen Sie meinen Sohn nehmen, Fräulein, das ist ein ganzer Mann.“

„Er hat wenigstens einen langen, prächtigen Bart,“ sagte Leo lachend, „so weit habe ich es leider noch nicht gebracht.“

Der Junker schlug nun vor, das Belvedere zu besteigen, um den ganzen Bau übersehen zu können;

da Frau Silverda aber das Treppensteigen nicht liebte beschloß Nette, ihr Gesellschaft zu leisten.

Oben angekommen, nahm Miliane zuerst das eigentümliche Gebäude genau in Augenschein, dann betrachtete sie die Landschaft, den sich leise schlängelnden, jetzt erstarrten Fluß, der den ausgedehnten Park von beiden Seiten umschloß, und weiter die ausgedehnten Schneefelder in der Umgebung der Stadt.

„O, es ist schön hier!“ sagte sie halblaut.

„Ja, es ist ein Genuß zu leben und zu atmen!“ wiederholte der Junker, der über die Balustrade gelehnt, ihren Blicken folgte, und sein Auge war noch sonniger, als die Winterlandschaft.

„Zu gewissen Zeiten, ja!“ sagte Miliane nachdenklich, und sie dachte an die langweiligen Stunden, die sie bei den van Emdens zugebracht, und die früheren sorgen- und kummervollen Jahre ihres Lebens.

„Und langweilen Sie sich nie?“ frug sie gleich darauf.

„Mich langweilen! Ob die Sonne den Schnee vergoldet, oder ob der Regen Tage und Wochen lang gegen die Fenster schlägt, ich finde immer etwas zu sehen, zu genießen, zu bewundern, zu erdenken und auszuführen. Sehen Sie, dieser Grund und Boden gehört mir und wird von meinen Pächtern bebaut; ihre materielle und geistige Wohlfahrt liegt mir nicht weniger am Herzen als die Einrichtung meines Schloßchens. Ich will mein Leben so benutzen, daß es mir selbst und anderen zum Segen und zur Freude gereicht; dadurch besonders kann ich mich dieser herrlichen Gabe würdig machen.“

„Nicht jeder nennt das Leben eine herrliche Gabe!“ sagte Miliane ein wenig herb.

„Ich weiß es, ich bin ein Sonntagskind. Ich kam an einem sonnigen Frühlingmorgen zur Welt, als die Glocken das Volk zur Sonntagsfeier riefen, und darum mag es vielleicht wenige geben, die das

Leben in seiner Schönheit höher zu würdigen wissen, als ich.“

„Werden Sie immer so darüber denken und wird Ihnen das Leben nie in anderer Gestalt erscheinen?“

„Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen! heißt ein bekanntes Wort. Doch wenn sich die Sonne auch hinter Wolken verbirgt, sie ist darum nicht weniger da! Ich fürchte die Wolken nicht; das Sonnige erfreut mich und ich hoffe Mut genug zu haben, um auch das Dunkle zu tragen. Doch genug philosophiert! Sagen Sie mir lieber, wie gefällt Ihnen „Caprice“ aus der Höhe?“

„Es bleibt eine Caprice, aber eine allerliebste, außergewöhnliche Caprice!“

„Ihr Urteil ist mir ungemein viel wert. Wollen Sie schon gehen? Es ist so schön hier oben.“

Er reichte ihr die Hand, um ihr beim Niedersteigen behilflich zu sein; unten im Atrium standen wieder Erfrischungen bereit, wovon die Damen jedoch keinen Gebrauch machten.

Miliane bat, den Wagen vorfahren zu lassen, und Leo bedauerte sehr, daß die Zeit so schnell verflogen sei; man kehrte zum Hauptgebäude zurück.

Unterwegs besprach der Junker noch seine Pläne für die Anlage des Gartens; soweit Frau Silberda es gestattete, redete er immer beide Damen an.

In Schönburg zurückgekehrt, fanden sie Gesine im Gang.

„War es dir nicht zu kalt ohne Ueberzieher und Mantel?“ sagte sie schüchtern zum Hausherrn.

„Liebes Nichtchen! So alt bin ich noch nicht, daß ich mich so zu verwöhnen bräuchte. Ich hatte ja meine Pelzmütze auf.“

„Die wärmt nur den Kopf,“ sagte sie noch leiser und trat errötend zurück, als er ihr freundlich die Wange streichelte. |

Die Damen Wolson fuhren in einem Coupé über die schon dunkle Straße wieder nach Hause. Miliane lehnte sich mit geschlossenen Augen in die Polster zurück.

„Es ist doch viel wert, reich zu sein!“ flüsterte sie.

„Und sein Geld mit Geschmack anzubringen,“ fügte Nette hinzu.

„Was gefiel Dir am besten, Nette?“

„Der Junker!“

„O Schwester! nimm Dein Herz in acht, Dein unbezwingliches, gestähltes Herz, das nach dem Versuch des Apothekers keinen Stoß mehr auszuhalten hatte. Ist das Dein Ideal? Weißt Du, was ich dachte: wie vollkommen das alles wäre, wenn „Prinz Hektor“ der schöne Herr dieses Feenschlosses wäre!“

„Immer der „Prinz“, der sich vielleicht als Ellenritter entpuppen wird! Aber was mißfällt Dir denn an Junker Leo?“

„Daß er zu durchsichtig ist. Er zeigt alles, was er ist und was er denkt, er ist wie ein kristallener Spiegel; es ist nichts Verborgenes, Ueberraschendes in ihm.“

„Um so besser! Mit solchen Menschen, die je länger, je seltener werden, ist es sehr angenehm umzugehen.“

„Ich suche, ich rate lieber, und finde dann immer neues.“

„Das vielleicht gar nicht schön ist! Der junge Silberda wird Dir vielleicht besser gefallen. Ein unerträglicher Pedant, ich sehe ihn lebhaft vor mir stehen. „Mein Sohn sagt dies, mein Sohn denkt das.“ Das große Genie scheint seine Gedanken über alles ergossen zu haben, mit der Absicht, seinem Neffen, der ihn verdrängte, am Zeuge zu flicken.“

„Der scheint sich aber wenig daran zu stören.“

„Auch das gefällt mir an ihm! Seine arme Mutter! Mit dem Singvögelchen würde er sich gewiß besser verstanden haben, als mit der friesischen Elster und ihrem langweiligen Jungen.“

„Mäßige Dich, meine beste, oder ich beginne zu glauben, daß Du schon von Frau Silberda das Schwätzen gelernt hast. Ich denke an meine Aufgabe. Welch ein Genuß, meiner Phantasie die Zügel

schießen zu lassen und nicht mehr an die nichts sagenden Physiognomieen der Parvenüs gebunden zu sein!“

„Und er wird Dir Deine Arbeit gut bezahlen, daran zweifle ich gar nicht. Wer weiß, ob wir uns dann nicht nächstens nach einer anderen Wohnung umsehen können, denn es ist doch eigentlich ein wahrer Behelf mit dem kleinen Atelier hier über der schmalen Treppe!“

Siebentes Kapitel.

Die Damen Wolson hatten nicht immer so ruhige Tage gekannt als die, welche sie jetzt verlebten. Ihr Vater war ein verdienstvoller Künstler gewesen, aber er glaubte es seinem Talente schuldig zu sein, für alles, was nach Philistertum schmeckte, für Ordnung, Regelmäßigkeit und Sparsamkeit eine tiefe Verachtung zu hegen. So lange seine gute Frau lebte und sie abwechselnd, von der Flut und Ebbe ihrer Finanzen getrieben, größere oder kleinere Städte Hollands bewohnten, blieb der Haushalt noch so ziemlich in Ordnung; es waren zwar Schulden genug vorhanden, und man mußte sich sehr einschränken, aber der Anstand blieb gewahrt, die Kinder waren nett gekleidet und Wolson arbeitete in seiner Weise.

Aber als die Mutter sich erschöpft und aufgerieben zum Sterben niederlegte, war Annette fünfzehn und die kleine Miliane erst zehn Jahre alt. Froh, daß sie endlich ruhen konnte, aber mit besorgtem Herzen wegen des Loses ihrer Töchter, schloß Frau Wolson die müden Augen.

„Nimm Dich Deines Schwesterchens an!“ waren ihre letzten Worte an Nette, und diese wurden für die treue mutige Seele der älteren Schwester eine Lebensregel.

Schon bald nach dem Tode seiner Frau verwahrloste Wolson seine Arbeit, ging mit leichtsinnigen

Freunden um und duldete in seinem Hause eine Gesellschaft, die zu den reinen Kindern gar nicht paßte. Annette sah mit dem Instinkt der Unschuld bald genug ein, daß, wenn der Vater in dieser Weise zu leben fortfahre, sie nicht mehr im elterlichen Hause bleiben könnten. Frei und offen sagte sie das ihrem Vater, der aufbrauste und ihr vorwarf, daß sie für ihr Alter viel zu naseweis sei. Nette zog sich daher einfach mit ihrem Schwesterchen zurück, sobald der Vater mit seinen lauten Kameraden sich auf der Treppe hören ließ.

Dies gab Anlaß zu heftigen Szenen; Armut und Mangel standen vor der Thüre; der Zustand war unhaltbar und endlich suchte Wolson im Auslande seinen Schulden zu entkommen.

Er reiste ab und ließ die beiden Mädchen ohne Heller und Brot zurück; Annette erhielt von mitleidigen Personen Näharbeit und Miliane ging zur Schule, wo ihr erstaunliches Zeichentalent bald die Aufmerksamkeit erregte.

Wolson hatte in Frankreich für ein Museum Arbeit gefunden und sandte hin und wieder etwas Geld an seine Töchter. Einen Teil legte Annette zur Tilgung ihrer Schulden treu bei Seite; inzwischen dachte sie Tag und Nacht darüber nach, wie sie Miliane Gelegenheit bieten könnte, ihr Talent zu entwickeln. Sie war nun, trotz Kummer und Sorgen, ein tüchtiges, hübsches Mädchen von neunzehn Jahren geworden, und einer der Gläubiger, dessen große Rechnung sie in regelmäßigen Fristen abbezahlte, hatte sie in sein Herz geschlossen.

Er war Apotheker, Witwer mit drei Kindern, und hatte eine gute Existenz; er bot ihr seine Hand an und Nette, die ihn wohl leiden mochte, weil er ein freundlicher, mildherziger und offener Mann war, drei Eigenschaften, die wohl genügten, eine Frau glücklich zu machen, hätte gerne Ja gesagt. Doch die schöne Miliane, die bald dahinter gekommen war, brach in lautes Schluchzen aus, weil Nette sie nicht mehr liebte. Sie hatte ihr so oft versprochen, daß sie zusammen

nach Brüssel zur Malerschule gehen würden, und was sollte jetzt aus ihr werden, wenn Nette einen Mann mit drei Kindern bekam, dann wäre sie allein auf der Welt, schluchzte die kleine Egoistin, und mußte ihren Lieblingsstraum, eine Malerin zu werden, daran geben.

Dieser heftige Schmerz veranlaßte Nette, einen Blick in ihr eigenes Herz zu werfen, und sie sah ein, daß der Apotheker und seine Sprößlinge sich immer mit einem Eckchen dieses Herzens, das ihre Schwester fast ganz erfüllte, zufrieden würden geben müssen. Als verheiratete Frau mußte sie entweder sie bei sich behalten, was bei ihrem Charakter allerlei Störungen im Leben der Apothekerkinder befürchten ließ, oder sie mußte sie allein nach Brüssel schicken, eine Trennung, worin Nette sich nicht finden konnte.

In den gefährlichen Jahren, worin das Mädchen sich zur Frau entwickelt, wollte und durfte sie ihr Schwesterchen nicht allein lassen, und so beschloß Annette ruhig, die Aussicht auf ein ruhiges gesichertes Leben vorbeigehen zu lassen und mit Miliane nach Brüssel zu gehen.

Die Geldsendungen des Vaters wurden immer seltener und spärlicher; er kam ein einziges Mal aus Frankreich oder Italien, wo er sich herumtrieb, herüber, aber er sprach nie davon, seine Töchter zu sich zu nehmen. Später hörte Nette zufällig, daß ihr Vater sich wieder verheiratet habe mit einer Frau, die er seinen Kindern nicht als die Nachfolgerin ihrer trefflichen Mutter vorzustellen wagte. Sie arbeitete unverdrossen fort und zu ihrer größten Genugthuung widmete Miliane sich mit Herz und Seele der Kunst; sie gewann einen Preis, wurde später auf Ausstellungen gekrönt, wußte ihre Gemälde vorteilhaft zu verkaufen, kurz, sie machte sich einen Namen. Der Vater starb inzwischen und hinterließ seinen Töchtern nichts, da die Stiefmutter sich die Kunstwerke, die noch in seinem Atelier waren, angeeignet hatte; doch Nette hatte jetzt keine Erbschaft mehr nötig. Miliane war so weit, daß sie in wenigen Wochen mehr verdiente,

als Nette früher in vielen Monaten, und so kehrten sie in ihr Vaterland zurück, wo die letzten Schulden endlich abgezahlt wurden, und sie daher mit frei erhobener Stirn sich sehen lassen durften. Nette fühlte sich jeden Tag glücklicher, daß sie ihren Apotheker, wie Miliane ihn nannte, abgewiesen hatte, und fand im täglichen Umgang mit ihrer Schwester und in dem Gedanken, daß ihr Opfer durch einen so glänzenden Erfolg belohnt worden war, ein fast vollkommenes Glück.

Miliane stand — es war wieder Frühling — vor ihrer Staffelei und arbeitete an einem der Bilder für den Junker Alkeraede. Dies war eine Arbeit, die ihr gefiel, weil sie ihrer Phantasie freies Spiel ließ; dabei war der Umgang mit den Bewohnern Schönburgs sehr angenehm.

Der Junker kam öfters mit seiner Tante zu den Damen, um ein wenig zu plaudern, und seine liebenswürdige Persönlichkeit übte auf die Schwestern einen angenehmen Einfluß aus. Bisweilen schickte er den Wagen, um sie nach Schönburg abzuholen, besonders als die Tage länger und wärmer wurden, und während Frau Silberda mit Annette über häusliche Angelegenheiten und ihren Sohn sich verbreitete, besprachen Leo und Miliane alle Veränderungen, die noch an „Caprice“ vorzunehmen waren, schweiften auf das Gebiet der Kunstgeschichte hinüber und wurden immer bessere Freunde.

Nun saß Annette am Fenster im wärmenden Sonnenstrahl, mit Nähen beschäftigt; beide Mädchen sagten nur dann und wann ein Wort, denn einer der größten Vorzüge eines intimen Verhältnisses ist gewiß der, daß man in einer anderen Gesellschaft reden oder schweigen kann, wie das Herz es eingibt.

„Es gelingt nie!“ rief Miliane plötzlich ärgerlich aus, „ich kann dem Kinde keinen schelmischen Ausdruck geben. Das wird ein Morgen, der einen trüben regnerischen Tag in Aussicht stellt. Das Modell taugt nichts!“

„Warum beginnst Du nicht mit dem Mittag, Mi? Dafür ist das Modell fix und fertig, da du ihn als Morgen nicht verwenden konntest.“

Miliane zuckte die Achseln.

„Ich wollte, daß ich den närrischen Einfall nicht gehabt hätte.“

„Warum denn nicht?“

„Ich weiß es selbst nicht; es ist sonderbar, aber ich bin bange.“

„Wovor?“

„Daß ich, ohne es zu wollen, etwas thun werde, was meine ganze Zukunft verdirbt.“

„Aber, liebste Mi, verstehe ich Dich recht? Fürchtest Du etwas, das eigentlich nicht zu fürchten ist?“

„Was meinst Du mit dem Fürchten?“ und Miliane setzte sich mit Palette und Pinsel in der Hand auf einen hohen Krückstuhl vor ihrer Schwester nieder; „fürchten, daß es nicht geschehen wird, oder daß es nicht zu fürchten ist.“

„Was ist denn nur?“

„O, Du weißt es ganz gut. Ich finde die ganze Sache langweilig.“

„Ich nicht!“

„Ja, Du bist seine größte Freundin, das wissen wir, und wenn er an der Stelle Deines Apothekers gewesen wäre, so hätte ich wenig Gewicht in die Schale gelegt. Aber im Ernst, Nette, ich wollte, daß wir ihn nie gesehen hätten!“

„Wie thöricht! Und wenn er nun gar keine Absichten hat?“

„Wie glücklich würde ich sein! Ist es denn nicht möglich, freundschaftlich mit einem Manne umzugehen, ohne daß er mehr verlangt?“

„Und dieses Mehr kannst Du ihm nicht geben?“

„Ich glaube es nicht, Nette! Sag' mal, warum heiraten wohl die meisten Mädchen?“

„Nun, weil sie jemanden gern haben, oder auch sein Geld.“

„Fehl geschossen! Weil jemand sie fragt, und nach diesem vielleicht kein anderer kommt; würdest du es nicht verächtlich finden, wenn ich auch so handelte?“

„Das hängt von den Umständen ab; Leo ist wahrlich kein Mann, den man ohne Liebe heiratet.“

„Und das würde ich doch thun, wenn er um meine Hand anhielte, Nette! Er ist reich, er ist hübsch, er ist begabt, sein Leben ist hell und klar wie ein Spiegel, von keinem bösen Hauch berührt; doch ich würde ihn heiraten, nicht weil ich ihn liebe, wie ich es könnte und wollte, sondern weil er mich fragt und ich nicht den Mut hätte, nein zu sagen, während ich der Liebe, der alles opfernden, innigen, glühenden Liebe, die ich dem Manne meiner Wahl darbringen möchte, für immer entsagen muß.“

„Nun, die Liebe wird später schon kommen!“

„Nein, es kann Achtung sein, Freundschaft, Zuneigung, aber jene Liebe nie!“

„Die Liebe, die Du meinst, existiert nur in Romanen und nicht im wirklichen Leben,“ antwortete Nette; „was Du für Leo fühlst, ist genug, um mit ihm glücklich zu werden.“

„Vielleicht! Ich ließe mich aber von Nebenumständen bestimmen, die alle zusammen noch nicht jenen einzigen Grund ergeben, auf den ich die Ehe erbaut sehen möchte.“

„Große Leidenschaften sind wie Strohfeuer; sie geben viel Licht, aber auch viel Rauch und erlöschen bald, aber eine Zuneigung, wie Du sie für Leo fühlen kannst, wird dauern für das Leben.“

„Er wird mich nur als Bierrat für „Caprice“ verlangen,“ lachte Miliane, „aber wie können wir nur so reden, während der Junker vielleicht gar nicht daran denkt, seine Person und sein Vermögen mir zu Füßen zu legen.“

„Es wäre doch eine brillante Partie, Miliane, und es wäre thöricht, sie abzulehnen.“

„Das macht mich gerade so bange: es ist zu schön, zu prächtig, es fehlt nichts daran, oder lieber, es fehlt alles!“

„Aber magst Du ihn denn nicht leiden?“

„Gewiß, ich mag ihn sehr gerne — aber ich möchte ihn lieber zum Schwager als zum Mann.“

„Närrisches Mädchen!“ rief Nette, „meinst Du, daß ich damit einverstanden wäre?“

„Und das beste wäre, wenn er mir meine Bilder gut bezahlt, sich eine hübsche Frau nimmt und uns mit ihr umgehen läßt, nicht wahr, Nette?“

„Was mich betrifft, ich bin mit Frau Silberda und „meinem Sohne“ schon zufrieden.“

Es wurde geschellt und das Mädchen brachte Miliane einen Brief.

„Von ihm! Sprich von der Sonne und Du siehst ihre Strahlen!“

„Er verlangt heute Abend mit mir zu sprechen. Nette, meine Furcht war nicht grundlos; was muß ich thun?“

„Was Dein Herz Dir eingibt; Du weißt, was ich von ihm denke. Er ist ein nobler junger Mann, wie sie in unserer Zeit selten sind, seine Stellung ist derart . . .“

„Ewig die Stellung! Muß ich heiraten wie alle anderen, obchon der Mann, der mich heute fragt, mir gestern gleichgültig war und es morgen noch sein würde, wenn sein Antrag nicht dazwischen läge? Ich brauche mich nicht zu verheiraten, um meinen Weg im Leben zu finden; ich bin unabhängig, ich kann warten, bis der Mann kommt, der in meinem Herzen das Gefühl erweckt, das ich für meinen Gatten empfinden möchte.“

„Prinz Hektor zum Beispiel!“

„Rufe keine Geister hervor, Nette! Dafür ist die Sache zu ernst! Ich habe Leo noch nicht recht lieb, und wenn die Liebe auch später kommt, es wird eine Liebe sein durch sein „willst Du“ und mein „Ja“ künstlich hervorgebracht, eine Treibhauspflanze.“

Nette zuckte die Achseln.

„Das sind die schönsten und kostbarsten! Du befehlst alles mit der Loupe. Niemand würde sich hier einen Augenblick bedenken, alles ist gleich anziehend.“

„Darum will ich es gerade thun; gerade weil jener mein Ja so selbstverständlich findet. Hätte ich ihn doch nie gekannt! Räte mir, Netze!“

„Das kann ich nicht. Ich könnte Dir die Licht- und Schattenseiten vorhalten, aber ich sehe nur Licht. Du hast keine Abneigung gegen die Ehe; ich wüßte nicht, welche Bedenken Du noch haben könntest. Es ist jedenfalls eine glänzende Partie!“

„Für jede andere vielleicht, aber nicht für mich!“

Achtes Kapitel.

Miliane saß im Salon gegenüber Leo; ihr Kopf ruhte in der linken Hand und ihre Augen auf den Figuren der Tapete.

Er stand, sich über die Lehne eines der Miniaturfessel vorbeugend, und sein Blick war unablässig auf ihr gesenktes Köpfchen gerichtet, das er in ängstlicher Spannung betrachtete.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, ist Ihr Herz noch frei?“ lautete seine dringende Frage.

Ein mattes Lächeln umspielte ihre Lippen. Daß sie einem Fremden, den sie nie wiedersehen würde und den sie nur sehr flüchtig gesprochen, als ihr Ideal von männlicher Kraft und Schönheit verehrte, das war zu kindisch, zu unbedeutend, um in diesem ernstesten Augenblick in Betracht zu kommen, und sie scheuchte den Gedanken gleich zurück.

„Ja, mein Herz ist frei,“ war die entschiedene Antwort, „das thut mir leid, ich wollte, daß es Ihnen gehören könnte!“

„Aber Miliane!“ rief er, sich an ihre Seite niederlassend und ihre Hand ergreifend, „das ist eine Einwilligung.“

„Nein,“ entgegnete sie, ihre Hand leise zurückziehend, „das ist es nicht, Junker. Ich würde keinen Augenblick zögern, wenn ich Sie lieb hätte.“

„Aber, wie könnten Sie mich schon lieb haben? Wenn wir einander erst besser kennen werden!“

„So dringen Sie nicht weiter auf mein Jawort! Vielleicht wird bei näherer Bekanntschaft Ihre Liebe sich vermindern oder die meinige erwachen.“

„Sie geben mir also ein wenig Hoffnung?“

„Wie kann ich das? Ich bin keine Herrin meiner künftigen Gefühle!“

„Aber was haben Sie an mir auszusetzen, Miliane?“

„Nichts! Was gefällt Ihnen aber an mir? Sie sind durch ihre Stellung und Ihren Reichtum weit erhaben über die Tochter eines Künstlers, die selbst für ihr Brot arbeiten muß. Welche schöne, reiche Dame würde sich nicht geehrt fühlen durch den Antrag, den Sie mir machen?“

„Miliane, welche Frage! Was sind sie mir alle! Ich habe Sie lieb gewonnen vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah, besonders, als Sie im Glanz der Wintersonne in dem altholländischen Saal von „Caprice“ standen. Nach diesem Anblick war es mir, als wenn mein Leben sein höchstes Glück, seine höchste Weihe aus Ihrer Hand empfangen müßte! Ich bin Ihnen mit jener Verehrung nahe getreten, ohne welche ich mir die Liebe nicht denken kann, und nach jedem weiteren Zusammentreffen und Gedankenaustausch wurde es mir klar, daß ich mir meine Zukunft nicht anders denken und einrichten kann, als mit Ihnen und durch Sie!“

„Und der Junker ist gewohnt, alles, selbst das Kostbarste, zu kaufen, was sein Auge erfreut und was sein Herz verlangt: warum nicht auch die Hand eines armen Mädchens, das nichts besitzt, als ihr Talent und ein altholländisches Kostüm?“ sagte Miliane nicht ohne Bitterkeit.

Er sah sie an mit seinen schönen Augen, die jetzt aber tief traurig blickten, nachdem sie einen Augenblick vor Entrüstung gesunkelt hatten.

„Sie achten sich selbst sehr gering, Miliane“, erwiderte er, „um sich in eine Reihe zu stellen mit dem, was ich für mein Geld kaufen kann! Ja, ich kann viel damit thun, doch wenn ich, um Ihre Liebe zu gewinnen, alles, was ich habe, verschenken müßte, bei Gott, ich würde mich keine Sekunde lang bedenken!“

„Das sagt jeder an Ihrer Stelle“, meinte sie lächelnd.

„Aber nicht jedem würde es damit Ernst sein!“

Sie begegnete dem Blick seiner Augen, seiner treuen, ehrlichen Augen, die ebenso wenig als sein Mund zu lügen gelernt hatten.

„Finden Sie mich unbedeutend,“ fuhr er fort, „weil ich nichts bin, nichts thue, so zu sagen, meine Zeit verändele? Aber was soll ich thun? Soll ich mir den Doktorgrad erwerben? Aber wozu soll es dienen, daß ich mich in das Studium der Rechte vertiefe und Kollegien besuche, die mich nicht interessieren? Die Litteratur, das ist schon eher meine Sache, aber durch Lesen und Reisen lerne ich mehr, als durch das burschikose Studentenleben. Der Doktorgrad ist ein Lockvogel für die Eitelkeit, nichts weiter. Mein Vetter hat den Dokortitel und ist Journalist, ich bin nichts, und doch ist meine Thätigkeit nicht zu verwerfen. Es muß auch Menschen geben, die nichts bestimmtes thun, und dadurch gerade das verrichten, wozu die anderen keine Zeit haben. Glauben Sie mir, Miliane: der um Ihre Hand und Ihre Liebe anhält, führt kein unnützes Leben!“

Er hatte mit Wärme und Ueberzeugung gesprochen, und sie war bewegt und wußte nichts zu antworten.

„Ich fürchte, daß ich Ihnen nicht gut genug bin“, sagte er wieder, „außer meiner Stellung finden Sie nichts an mir, was Ihnen gefällt. Ist es nicht so? Sie stellen so hohe Anforderungen an den Mann Ihrer Wahl, und Sie dürfen es thun, da ich Ihnen nie entsprechen kann.“

„Nein“, versetzte Miliane, „ich stelle nur die eine Forderung, daß ich ihn liebe, mag er sein, wie er will. Sie können den höchsten Ansprüchen genügen, Sie sind jung und reich und schön, — die Künstlerin spricht aus mir voll Begeisterung . . .“

„Ueberhäufen Sie mich nicht mit Ihrem Lob! Wenn Sie diese Eigenschaften in mir finden und ich Ihnen meine Liebe darbringe, warum bedenken Sie sich denn?“

„Weil Sie mehr verdienen, als das bloße Versprechen, daß ich mich bestreben werde, Sie zu lieben, wie ich möchte und fähig bin.“

„Und wenn ich mit dem Versprechen zufrieden bin?“

„Das können Sie nicht, Sie wollen mehr, oder ich müßte dafür halten, daß es Ihnen nur um einen Schmuck für Ihr Haus zu thun wäre und nichts weiter!“

„Meine Liebe, meine Treue würden Sie eines besseren belehren. Weil ich gerne lache und scherze und bekenne, glücklich zu sein, dürfen Sie mich doch nicht für leichtsinnig und oberflächlich halten. Es gibt viele Menschen mit ernsten und hochweisen Mienen, die, ich darf es mit rechtmäßigem Stolz sagen, vielleicht weniger zuverlässig sind, als ich. Vielleicht werden Sie das einmal erfahren, Miliane!“

„O, Sie sind gut, ich weiß es! Es ist vielleicht undankbar von mir, daß ich vorläufig Ihren Antrag abweise, aber lassen Sie mich jetzt allein, damit ich nachdenken kann, damit ich erst lernen kann, Sie zu lieben. Dann, dann . . .“

„Ich weiß Ihre Zurückhaltung zu würdigen. Darf ich nach drei Wochen wiederkommen, um mein Urteil zu vernehmen?“

„Ja!“ war ihre Antwort. Er stand auf und nahm von ihr Abschied.

Im Gang begegnete Leo der älteren Schwester.

„Legen Sie ein gutes Wörtchen bei Miliane für mich ein!“ bat er.

„Wenn es nötig sein sollte, so wird es nicht daran fehlen“, entgegnete sie.

„Wie? Sie sind mir nicht abgeneigt?“

„Ich? Daran liegt im Grunde wenig! Wenn es Ihnen aber Freude macht, so will ich Ihnen gerne sagen, daß ich meine liebe, einzige Schwester keinem Menschen lieber anvertrauen möchte, als Ihnen.“

„Ist das Ihr Ernst, liebstes, bestes Fräulein Annette? O, Sie sind ein wahrer Engel!“ und ehe Nette es hindern konnte, hatte er sie umfaßt und ihr ein paar herzliche Küsse auf beide Wangen gedrückt.

„Pfui, wie ungezogen!“ rief Nette lachend und sich aus seiner Umarmung losmachend, während der Junker ebenfalls unter fröhlichem Lachen die Treppe hinabsprang.

„Was ist hier los?“ frug Miliane, die Thüre öffnend, „Du brauchst nicht so zu erröten, Nette, ich bin gar nicht eifersüchtig.“

„O, Du bist ein undankbares Geschöpf mit all Deinen Bedenken, Du verdienst, daß „Prinz Sektor“ käme, Dir den Hof machte und Dich dann sitzen ließe.“

„Ein christlicher Wunsch!“

„Nun ja! Wer solch einen guten, lieben Jungen nicht leiden mag, verdient gar keinen Mann.“

„Ach, Nette, wenn er mich nur nicht so kält ließe!“

„Das hängt ganz von Dir ab. Ich weiß es aus Erfahrung; hätte ich mir nur ein wenig Mühe gegeben, so wäre mein Apotheker nicht nur seit langer Zeit mein Mann, sondern selbst mein geliebter Mann gewesen.“

„Und Du sein Engelnchen, nicht wahr? Bedenke es, meine Beste! man heiratet für das ganze Leben!“

„Ja, man kann in seiner Wahl nicht vorsichtig genug sein, ich will mich jeder Einmischung enthalten.“

„Selbst, nachdem man Deine Fürsprache angerufen hat? Nun ja, es ist auch besser, daß ich mich

nur mit meinem Gewissen berate. O, wenn ich mein Wort gegeben hätte, und ich begegnete dem anderen . . .“

„Dem „Prinzen“?“

„Nein, dem anderen, den ich lieben kann . . .“

„Wie es in den Romanen steht. All diese schönen Dinge und übertriebenen Gefühle kommen nur in den Büchern vor, darin soll man sie ruhig stehen lassen. Die armen Schreiber wußten keinen Rat mehr, wenn dergleichen Kost alltäglich würde; wo sollten sie denn sonst eine neue pikante Schüssel hernehmen?“

„O, heilige Apothekererfahrung!“ lachte Miliane, „willst Du mich auch zum Philister machen?“

Drei Wochen später verließ eines Mittags der Junker von Alkeraede mit freudestrahlendem Gesicht das Haus der Damen Wolson, und am nächsten Tage war die ganze Bevölkerung der Stadt und der nächsten Umgebung vor Erstaunen außer sich über die erschütternde Neuigkeit, daß der etwas exzentrische, aber doch so reiche und hübsche Junker Leo sich mit einer armen Malerin verlobt habe, deren Name viele seiner Freunde und Bekannten noch nie gehört hatten.

Neuntes Kapitel.

Miliane fand sich sehr bald in ihre neue Stellung als Leo's Verlobte; er umgab sie mit so viel Zärtlichkeit, seine Liebe war so aufrichtig und herzlich, daß sie sich je länger je mehr mit der Treibhauspflanze ausöhnte und fast nicht mehr an ihre früheren Wünsche dachte.

So sehr verschmähte Miliane den irdischen Tand nicht, daß die prächtigen Geschenke, womit Leo sie überhäufte, sie gleichgiltig ließen, und der bescheidenen Annette gegenüber war er der lebenswürdigste Schwager der Welt.

Frau Silberda hatte die Nachricht von der Verlobung wie einen lang erwarteten Schlag aufgenommen. Ihr Sohn würde sich sehr darüber wundern, das wußte sie wohl, doch war es von Leo, dem Sohne solcher Eltern, nicht zu erwarten, daß er heiraten würde, wie jeder andere.

Gegenüber der künftigen Herrin von Schönburg wurde Frau Silberda nicht herzlicher als sie es gegenüber der Malerin, Fräulein Wolson, gewesen war.

Es war ihr ein harter Gedanke, das Haus verlassen zu müssen, worin sie so lange das Szepter geschwungen hatte, doch Leo versicherte ihr so herzlich und zu gleicher Zeit so bestimmt, daß sie unter der Veränderung nicht zu leiden haben würde, daß Frau Silberda sich zwar seufzend und klagend, doch immerhin mit philosophischer Würde in's Unvermeidliche fügte und sich mit jedem, der sie anhören wollte, am liebsten aber mit Nette, darüber beriet, ob es besser sei, in der Stadt eine möblierte Wohnung zu suchen, oder zu ihrem Sohne in London zu ziehen. Nette unterließ natürlich die Frage, die ihr unwillkürlich auf den Lippen kam: ob das dem Herrn Sohn wohl so ganz angenehm sein würde?

Von einer anderen Bewohnerin Schönburgs hatte Miliane keinen Glückwunsch zu ihrer Verlobung empfangen. Die blonde blasse Gesine saß still und unbemerkt, wie immer in einer Ecke des Salons mit einer Handarbeit beschäftigt und stand nur auf, um den Befehlen ihrer Tante nachzukommen, oder sich an's Klavier zu setzen, wenn Leo es verlangte. Sie hatte ein außergewöhnliches musikalisches Talent, das erst seit kurzer Zeit durch Unterrichtsstunden mehr entwickelt war. Miliane, die selbst nicht spielte, aber die Musik leidenschaftlich liebte, begann dem stillen Mädchen etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Gesine blieb aber immer eben kühl und zurückhaltend und nur Nette vermochte sie bisweilen durch unaufhörliches Fragen zum Sprechen zu bringen.

„Das Kind hat es hier dick sitzen!“ sagte die liebe reiche Tante, indem sie sich mit bedeutsamer Geberde hinter das Ohr fuhr.

„Nein,“ erwiderte Leo, „Gesine ist ein gutes Kind, nur was sie quält, ist der thörichte Gedanke, daß sie hier nur geduldet wird, und daß man sie zu Hause, wo ihrer zwölf sind, gut entbehren kann. Sie füllt hier ihre Stelle sehr gut aus, indem sie der Tante hilft und mir was vorspielt.“

„Mein Sohn sagt immer: Leo muß auch noch ein lebendiges Instrument zu seiner Verfügung haben. Darum hat er sich Gesine als Drehorgel angeschafft.“

„Erich ist allerdings ein geistreicher Mensch,“ sagte Leo mehr oder weniger ungeduldig, „und ich habe nichts dagegen, wenn er sich über mich ein wenig lustig macht; man kann übrigens von allen Dingen auch zu viel haben, selbst zu viel Geist, meinst Du Miliane?“

„Ich habe lieber etwas zu viel als zu wenig,“ war ihre Antwort.

„Mein Sohn hat durchaus nicht zu viel. Sein Geist ist scharf und spitz wie ein Messer,“ versicherte Frau Silberda.

„Das klingt doch wohl ein wenig gefährlich, aber ich will ihm nichts Schlimmes nachsagen, Miliane wird bald selbst im stande sein, darüber zu urteilen.“

„Nun wurde „mein Sohn“ der tägliche Refrain des Liedes: „er kommt, er kommt nicht, er kommt früher, er kommt später.“

„Ich werde froh sein, wenn er endlich da ist“, sagte Miliane eines Tages zu Netze, „dann hören wir wenigstens nichts mehr von ihm.“

„Und ich wollte, daß er gar nicht käme,“ entgegnete Netze, „ich verlange gar nicht danach, diesen Pedanten kennen zu lernen.“

„Wer weiß, ob er dir doch nicht gefallen wird! Frau Silberda müßte nur wissen, daß sie ihre Freundschaft einer solchen Verächterin ihres Abgotts schenkt!“

„Ihres Abgotts? Ich glaube, daß die beiden sich am besten zusammen vertragen, wenn der Dzean sie scheidet. Wie ich aus allen ihren Lobeserhebungen schließen muß, ist die Mama mehr besorgt wegen der dummen Streiche, die ihr Abgott möglicherweise sich zu Schulden kommen lassen könnte, als dankbar wegen des Guten, das er wirklich thut. Was sagt Leo von ihm?“

„Leo erkennt seine Talente bereitwillig an, im übrigen aber sagt er nur immer: Wir sympathisieren nicht mit einander. Erich hat es mir nie verziehen, daß ich so frech war, zur Welt zu kommen. Aber weil er Tantes einziger Sohn ist, erzeige ich ihm gerne meine Gastfreundschaft.“

Gesine schien sich am meisten zu ärgern, wenn über Erich's wahrscheinliches Kommen oder Ausbleiben gesprochen wurde. Sie sagte zwar nichts, doch ihre Brauen zogen sich zusammen, ihre Lippen zuckten, und sie warf bisweilen einen flüchtigen Blick auf Leo, den Nette sehr vielsagend fand.

Die Heirat war für den Monat September anberaumt; das junge Paar sollte den Winter in Italien zubringen, und Leo wollte sogar eine Villa am Comersee mieten, um dort die Flitterwochen zu verleben.

Italien war ein Zauberwort für Miliane's Phantasie.

„O Leo, wie glücklich machst Du mich! Wie werde ich es Dir je vergelten können?“ sagte sie bewegt.

„Durch Deine Liebe!“ entgegnete er zärtlich.

Sie wandte sich ab. Ja gewiß, sie hatte es sich wohl tausendmal wiederholt, sie hatte ihn lieb! Doch wenn die stets in einem gewissen Fieber zustande verbrachte Zeit der Verlobung vorbei war, wenn das ruhige Alltagsleben kam, würde es ihr dann nicht klar werden, daß sie mehr die Gaben liebte, als den, der sie ihr schenkte?

Daß Miliane sich diese Fragen stellte, fand sie schon beunruhigend genug, eine Antwort darauf gab sie sich nicht. Die Zeit wird alles gut machen, meinte sie; dann aber dachte sie zugleich an ihre ersten Kinderjahre, wovon Nette ihr erzählt hatte, wie sie für ein

schönes Bild einer Spielgefährtin all' ihre Kuchen und Bonbons gegeben habe.

„Sind die prächtigen Geschenke, das reiche, luxuriöse Leben, das er mir bietet, nicht die Bonbons, für die ich meine Kunst, meinen Beruf hingebe?“ fragte sie sich bisweilen zagend, wenn sie dann aber ihren Verlobten wieder sah und hörte, so schwanden bald all ihre Bedenken. Warum sollte es denn unrecht sein, ihn zu lieben, der so gut, so schön, so edel war, der ohne seinen Reichtum und seinen Namen doch ihrer Liebe so völlig würdig war?

Ja gewiß, sie hatte ihn lieb, innig lieb, und ihre Liebe war der einzige Lohn, den er für all seine Gaben verlangte. Sie wollte ihm ihr ganzes Herz schenken, wenn . . . sie es nur konnte. Und warum sollte sie es nicht können, wenn sie es nur wollte? Miliane wollte es, und sie sandte ein inniges Gebet zu Gott empor, damit sie ihrem guten Willen treu bliebe.

Zehntes Kapitel.

„Ist Fräulein Miliane zu Hause?“ ließ sich Leo's helle Stimme unten an der steilen Treppe, die zu der Wohnung der Damen Wolson führte, vernehmen.

„Fräulein Miliane wohl, Fräulein Nette nicht,“ war die Antwort des Mädchens, das die Thüre öffnete.

„Das ist gerade, was wir wünschen,“ sagte jemand, der hinter dem Junker noch auf der Straße sich befand, denn der Raum zwischen der Thüre und der ersten Treppenstufe, war zu beschränkt, um zwei Personen zugleich Platz finden zu lassen.

„Miliane ist gewiß in ihrem Atelier; ich werde Dir vorangehen, Erich.“

Und in drei Sprüngen war Leo oben.

„Ich will sie holen, hier ist der Salon, komm nur herein!“

„Können die Stühle das Sitzen vertragen?“ fragte Erich; „geh' nur nach oben, Leo, ich will mich hier so lange ein wenig umschauen.“

„Ich bin gleich wieder da!“ rief Leo.

Nachdem er eine weitere Treppe erstiegen und seine Verlobte in üblicher Weise begrüßt hatte, sagte er:

„Griech ist unten, er kam gestern Abend unerwartet an. Welch eine Ueberraschung für Tante! Zieh' Deinen Kittel nur aus, Liebste! Wir werden Dich im Salon erwarten.“

Miliane war etwas unangenehm berührt, weil Leo sich seinem Vetter gegenüber zu schämen schien, daß seine Verlobte nur eine Malerin war, die für ihr Brot arbeitete. Hundertmal hatte er ihr gesagt, daß sie in ihrem blauen Kittel zum Stehlen aussehe, und nun sollte sie Toilette machen für den unbekanntem Verwandten.

„Es ist nicht nötig, Leo, ich kann Herrn Silberda, da er ja dein Vetter ist, wohl hier im Atelier empfangen,“ sagte sie.

„Nein, Liebste, ich möchte lieber, daß du unten zu uns kommst; bis gleich, *carissima mia!*“

Verstimmt legte Miliane Pinsel und Palette nieder, zog ihre Blouse aus und begab sich in das anstoßende Schlafzimmerchen.

„Miliane wird gleich kommen!“ sagte der Junfer, in den Salon tretend.

„Sehr begierig, sie zu sehen! Sie ist gewiß sehr klein, nach diesen Möbeln zu schließen, und dunkel, der Farbe der Gardinen entsprechend. Wieder eine Laune von Dir, Leo, mir ihre Photographie nicht zu zeigen.“

„Dann würde der Eindruck weniger frisch sein.“

„Ich gelobe Dir von vorneherein die höchste Bewunderung dieses neuen und gewiß schönsten Schmuckes von „Caprice“.“

„In meinen Augen übertrifft sie wenigstens alles andere in unvergleichlicher Weise an Schönheit.“

„Das würde sie auch in meinen Augen thun, wenn ich ihr Verlobter wäre, auch ohne daß „Caprice“ mir gehört. Apropos, hast Du keine Pfahlbauten angelegt mit ausgestopften Mastodonten, Ichthiosauren und wie sonst die Tiere der Vorwelt heißen mögen? Das fehlt

noch an Deiner Musterkarte und ist augenblicklich das modernste!“

„Wenn Du die Aussicht darüber führen willst, werde ich mit Vergnügen einen Appendix einrichten lassen. Du scheinst Spezialstudien jener Zeit gemacht zu haben, nach Deinen oft urweltlichen Ideen zu schließen.“

„Darf ich bitten, teurer Better, mir zu erklären, was man unter Urwelt versteht und wie die Ideen jener Tage beschaffen waren?“

„Danke bestens, ich bin zufrieden mit der Welt, worin ich lebe, und verlange vorläufig nach keiner anderen.“

„Höchst merkwürdig!“ erwiderte der Better, „Du bist ein beneidenswerter Mensch, Leo!“

„Kenne mich nicht so vor meinem Tode!“

„Dann würde ich lange warten müssen, und ich möchte mir das seltene Vergnügen nicht gerne versagen, einen beneidens- und nicht bedauernswerten Menschen zu sehen.“

In diesem Tone, der ihnen gewöhnlich eigen war, setzten die Bettern ihr Gespräch fort, bis Miliane eintrat in einem hübschen hellgelben Kleid, das die Wärme ihrer Farbe und ihrer Locken erhöhte, während der Ton ein wenig gemildert wurde durch ein Sträußchen Bergißmeinnicht, von einem antiken silbernen Schmetterling gehalten, den Leo ihr eben erst mitgebracht hatte.

Erich hatte das Gesicht gerade dem Fenster zugewandt, als die Thüre sich öffnete; er drehte sich rasch herum. Die helle Farbe verschwand plötzlich von Milianens Wangen und in ihren Augen blitzte ein funkelnder Strahl auf, aber sie senkte dieselben rasch, als Silverda sich sehr höflich verbeugte, wobei er die Stühle, die überall im Wege standen, als Vorwand benutzte, um nicht näher zu kommen.

Leo sah die Veränderung in den Zügen seiner Braut und schrieb sie dem gar zu freien, untersuchenden Blicke seines Better's zu. Erich konnte so anmaßend dreinschauen; besonders wo es Leo galt, schien er schon

beim ersten Blick etwas zu suchen, das zu einem weniger günstigen Urtheil Anlaß geben konnte.

Miliane bat die Herren, Platz zu nehmen; Leo setzte sich unmittelbar zu ihr und hielt ihre Hand umschlossen.

Erich sagte inzwischen sehr höflich, daß es ihm eine Ehre sei, die Bekanntschaft seiner künftigen Nichte zu machen.

„Du kanntest sie doch schon lange par renommée?“ fragte Leo, der ein Kompliment hervorlocken wollte.

„Ich habe manches Stück von Fräulein Wolson genau studiert, bevor ich wußte, in welches Verhältnis zu meinem Vetter sie treten würde.“

„Und ist das Resultat Ihrer Studien zu meinen Gunsten ausgefallen?“ frug Miliane, indem sie zu lächeln versuchte.

„Die Frage hätte ich wohl der Künstlerin zu beantworten gewagt, doch nicht der künftigen Frau von Alkeraede.“

„Diese beiden bleiben unzertrennlich verbunden, nicht wahr, Leo? Darüber sind wir einig geworden,“ und sie sah ihrem Verlobten scharf in die Augen; dieses klare Auge aber, dem nur Gutes und Edles zu Grunde lag, ertrug ihren Blick ohne zu zucken.

„Ja, meine Miliane,“ sagte er, „die Kunst ist ein Teil von Dir und darum allein würde sie mir schon teuer sein, selbst wenn ich Dein großes Talent nicht zu würdigen wüßte.“

„Mein lieber Vetter weiß jedem, der sich ihm naht, jeden Augenblick des Ueberdrußes und der Langleiwe fernzuhalten,“ bemerkte Erich spöttisch, „und das ist ein großes Vorrecht.“

Miliane zwinkerte eben mit den Augen.

„Als ich ihn voriges Jahr verließ,“ fuhr der unbarmherzige Erich fort, „war er in der heldenmütigsten, kriegerischsten Stimmung, der Waffensaal von Caprice wurde eingerichtet — nun ist er mit dem Salon à la Watteau beschäftigt, und ich finde ihn als Held einer Idylle zurück.“

„Sie werden aber gestehen müssen,“ sagte Miliane ein wenig verlezt, „daß Ihr Better seine Rolle, wie Sie zu sagen belieben, gut zu spielen weiß.“

„Habe ich das gesagt? Bitte, Fräulein Wolfson, legen Sie mir nicht mehr zur Last, als ich wirklich sündige, es wird genug sein, glauben Sie mir. Der Himmel bewahre mich davor, zu sagen, daß mein teurer Better eine Rolle spielt! Das Wort haben Sie mir angedichtet.“

„Ich mußte so aus Ihren Aeußerungen schließen, Herr Silberda.“

„Bravo! zankt euch nur ein wenig! ich halte mich daraus,“ lachte Leo; „Erich ist nie idyllisch, Miliane, sondern immer kampflustig, einerlei, ob es gegen wirkliche Riesen oder gegen Windmühlen losgeht.“

Erich blieb die Antwort schuldig.

Eine Bewegung an der Hausthüre ließ Miliane Nette's Kommen vermuten; rasch stand sie auf und verließ das Zimmer. Oben an der Treppe wartete sie, mit dem Finger an den Lippen.

„Nette, ich bitte Dich, laß nicht merken, daß Du ihn kennst,“ sagte sie flüsternd, aber dringend.

„Wen nicht kennen?“ frug die ältere Schwester verwundert.

„Still, komm nur herein, sieh' und schweige!“

Miliane kam zurück, nahm ihren Platz neben Leo wieder ein und frug einigermaßen aufgereggt, ob den Herren eine Erfrischung gefällig wäre. Erich dankte und Leo wollte noch warten; Nette trat in's Zimmer und wurde dem Gast vorgestellt, mit dem sie einige Worte wechselte über seine Mutter, die gewiß über seine Rückkehr entzückt wäre u. s. w. Dann erhob Erich sich, dankte für den freundlichen Empfang und ging, da er jemand zu einer bestimmten Stunde zu sich beschieden hatte.

„Wie findest Du ihn?“ frug Leo, als er fort war.

„Wie ich nicht anders erwartet hatte nach den Lobsprüchen seiner Mutter.“

„O, Du nimmst seine Ausfälle viel zu ernst, aber es ist eben so seine Gewohnheit!“

„Eine schöne Entschuldigung, um sich alles gefallen zu lassen? Was sind das für bevorzugte Menschen, die sich der Welt und ihren Anforderungen schnurstracks entgegenstellen und einfach sagen: „Ich bin so und nicht anders, nehmt mich so wie ich bin!“ Mein guter Leo geht ihnen ruhig aus dem Wege und sagt: „Es ist eben so ihre Art und Weise, die man ihnen nicht übel nehmen muß.“ Ich will mir die Unarten Deines Betters nicht gefallen lassen. Wenn er mit mir in Frieden leben will, muß er sie ablegen.“

„Meine liebe, kleine Amazone, möge es Dir gelingen, ihn zu zähmen!“ scherzte Leo, ihre Locken streichelnd, „dann thust Du ein gutes Werk.“

„Solche harten Köpfe stoßen sich gewiß einmal“, sagte Netze, „und zwar so, daß sie zu Boden stürzen, um nicht wieder aufzustehen.“

„Das brauchst Du nicht zu befürchten, Netze, Erich ist viel zu besorgt um sein kostbares Haupt, er wird sich so leicht nicht verletzen!“

„Man kann es nicht wissen. Die größte Gefahr ist die, woran man gar nicht denkt.“

„Wollen wir nun ein wenig spazieren gehen, Liebste?“ fragte Leo.

Miliane machte sich fertig und ging mit ihm durch die Stadt.

„Ich weiß sicher“, sagte Leo, indem er seine Braut mit Entzücken betrachtete, „daß Erich sich über meine Wahl wundern wird. Du warst zum Stehlen, als Du ins Zimmer kamst mit Deinem erstaunten Gesichtchen. Aber er wird lieber seine Zunge abbeißen, als daß er mir sagt, welcher günstigen Eindruck Du auf ihn gemacht hast.“

„Sei denn auch nicht so naiv, ihn danach zu fragen“, ersuchte ihn Miliane etwas ungehalten. „Du beurteilst alle Menschen nach Dir selbst, das ist ein großer Fehler.“

„Den Du mir abgewöhnen wirst, liebste Philosophin! Aber beruhige Dich nur, ich werde Erich das Recht nicht geben, ein Urtheil über Dich auszusprechen; darum wollte ich auch nicht, daß er Dich in meinem Lieblingskostüm sähe.“

Als die beiden Schwestern allein waren — Leo blieb nie bei ihnen zum Essen, sondern hatte versprochen, sie am folgenden Morgen nach Schönburg abholen zu lassen — war Milianens erstes Wort:

„Aber Nette, wer hätte das denken können?“

„Ich war auch ganz verblüfft. Du hast es Leo doch gesagt?“

„Nein!“

„Pfui, Mili, das ist nicht recht! Du darfst vor Deinem Verlobten kein Geheimnis haben.“

„Es ist kein Geheimnis. Wir kennen uns nicht!“

„Nun, einigermaßen . . .“

„Eine zufällige Begegnung auf einem Dampfboot, wo ich ihn für einen Lord, Herzog oder Prinzen hielt, ist doch keine Bekanntschaft!“

„Und was ist des Pudels Kern? Ein holländischer Zeitungsschreiber!“

„Er kennt uns nicht wieder oder will uns nicht kennen, was auf eins herauskommt, und darum darf ich ihn auch verleugnen, selbst Leo gegenüber.“

„Nun Mili, in jedem Falle hat die nähere Bekanntschaft mit Deinem Prinzen „Sektor“ Dich enttäuscht.“

Miliane antwortete nicht; sie hatte den Vergißmeinnichtstrauß von der Brust genommen und betrachtete genau die feinen in Niello ausgeführten Flügel des silbernen Schmetterlings.

Elftes Kapitel.

Es war ein herrlicher Sonntag, den Miliane auf Schönburg zubrachte. Der Wald war unvergleichlich schön in seinem glänzenden grünen Gewande, die

Bäume warfen ihren erquickenden Schatten über die Blumenbeete und über den Fluß, der von beiden Seiten das Gut einschloß.

Die feuerroten Geranien brannten auf dem sammetweichen Grasteppich und die vergoldeten Dächer und Marmorsäulen von „Caprice“ glänzten in den Sonnenstrahlen; die Fontainen warfen lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und andere Edelsteine empor; ein starker Duft von Orangenblüten führte die Phantasie zum Süden hinüber, zum Lande des ewig blauen Himmels und des milden Sonnenscheins.

Man verbrachte den Tag in „Caprice“; das Dejeuner war im römischen Zimmer serviert und im gotischen Saal sollte zu Mittag gespeist werden.

Silverda lächelte mitleidig, als wenn er sagen wollte: „Man muß Kindern ihre unschuldigen Liebhabereien lassen.“

„Wie findest Du die Auserkorene?“ frug seine Mutter spöttisch.

„Caprice“, war die gleichgültige Antwort.

„Er wird es erfahren, wenn es zu spät ist,“ lautete ihr weises Urteil, „das Künstlervolk hat nie viel getaugt.“

„Das hängt von Umständen ab“, klang es nicht weniger lakonisch.

Leo stellte an ihn keine derartige Frage, und so schwieg er ihm gegenüber gänzlich.

Das junge Paar saß zwischen den Bäumen, welche die maurischen Arkaden zu einem so frischen, freundlichen Sommeraufenthalte machten; sie sprachen über die Zukunft und über ihre weiteren Baupläne.

„Ich hätte den Bau nie unternommen“, sagte Miliane, die heute nicht in ihrer Sonntagstimmung war und zu denken begann, daß der gute, immer eben freundliche Leo auf die Dauer langweilig werden könnte, was ihr, trotz ihrer angeblichen Schwärmerei für die Langeweile schrecklich erschien.

„Und warum nicht, meine Gazelle? Du hörst, daß ich meine Sprache der Umgebung anpasse.“

„Ich hätte lieber etwas Monumentales gemacht, als eine solche Musterkarte.“

„Das Wort ist von Erich, Miliane!“

„Mag sein, von wem es will, es ist richtig.“

„Es thut mir leid, Liebste, daß „Caprice“ Dir nicht gefällt.“

„Habe ich das gesagt? Nein, ich sage nur, daß ich ein schönes architektonisches Kunstwerk lieber sähe, als dieses bunte Durcheinander.“

„Es ist eben nur eine Laune von mir gewesen.“

„Das macht mich gerade stutzig. Aus einer Laune ist dieser Bau hervorgegangen; vielleicht ist es nur eine Laune, daß Du mich zur Frau nehmen willst?“

Leo runzelte flüchtig die Stirne, aber gleich darauf erschien das Lächeln wieder um seine Lippen.

„Meine Suleika! Weißt Du wohl, daß ein anderer Deine Worte anders deuten könnte? Er würde Erichs thörichte Worte darin wiederfinden und ein eifersüchtiger Osmane werden.“

„Ich möchte Dich gern einmal eifersüchtig sehen, um zu studieren, wie das Gesicht sich dann zusammenzieht und wie die Falten sich um die bösen Augen legen. Es wäre ein prächtiger Studentkopf für mich, Leo!“

„Den Du nie sehen wirst, meine Desdemonia! Denn dann müßte ich mein Vertrauen zu Dir verlieren, und das ist mein höchstes Gut. Wenn Othello . . .“

„Braucht Ihr einen Othello?“ frug die tiefe Baßstimme Silberdas, der aus einer der Arkaden hervortrat, „dann kann ich Euch wohl helfen.“

Mit der Hand durch die Locken fahrend, nahm er eine finstere Miene an und mit einer dramatischen Kraft, die Miliane erschauern ließ, begann er den berühmten Monolog aus „Othello“:

„It is the cause, my soul, it is the cause . . .“

Eben plötzlich, wie er begonnen war, brach er wieder ab und Leo, der laut applaudierte und seinem Better ganz entgegen kam, wo dieser nur einen Schritt vorwärts machte, sagte fröhlich:

„Bravo, Erich! Irving könnte es gar nicht besser machen!“

„Dieser Platz eignet sich auch trefflich zu einer Eifersuchtszene, meinen Sie nicht, Fräulein Wolfson?“

„Du darfst dreist Miliane sagen, Erich!“

„Die Erlaubnis kannst Du nicht geben, das muß Deine Dame selbst thun. Aber darf ich mir die Freiheit nehmen, Euer Tête-à-tête zu stören?“

Ohne ein Ja abzuwarten, ließ er sich auf ein Tabouret nieder, während Miliane stolz mit dem Kopf nickte. Dann sprach er über die englische dramatische Kunst, über die Alhambra, die er besucht hatte, über die schöne Sultanin und die grausamen maurischen Könige, über seine Reiseabenteuer in Spanien, und Miliane, halb auf ihren Verlobten gestützt, lauschte seinen Worten und dem Säuseln der Orangenbäume, während Leo sich freute, daß sein Vetter sich Mühe gab, dem Mädchen seiner Wahl achtungsvoll und herzlich entgegen zu kommen.

Das Gespräch kam dann auf den neuen Saal und Leo schlug vor, Milianens fertiges Gemälde in Augenschein zu nehmen. Silverda folgte den beiden, die Arm in Arm durch die bunten Säle ihm vorangingen.

„Der Morgen“ war fertig und stellte ein allerliebstes fröhliches Kind dar, unbesorgt und graziös zwischen Blumen und Vögeln spielend.

Silverda zog ein Augenglas hervor und betrachtete das Bild genau von allen Seiten, sagte aber kein Wort.

Leos vor Bewunderung strahlende Augen verließen ihn keinen Augenblick, sein Urtheil erwartend.

Miliane hatte sich mit scheinbarer Gleichgültigkeit abgewendet und sah aus dem Fenster nach dem noch nicht vollendeten Garten, der auch alle Arten von Anlagen aufweisen sollte.

„Nun, was sagst Du?“ frug Leo zu Milianens größtem Aerger.

Er war zu aufrichtig neugierig um die Frage zurückhalten zu können.

Fräulein Wolsons Talent scheint mir ganz besonders geeignet, den sorgenlosen Morgen darzustellen. Vielleicht wird ihre Liebe zu Dir sie später in Stand setzen, den Mittag in seiner Glut ebenso schön zu malen.“

„Hörst Du Miliane, hast Du es verstanden? Die Tiefe des Gefühles, die Kraft und Glut muß meine — muß unsere Liebe Dir geben. Erich hat ein Kenner-auge, und wenn Deinem Talente noch etwas fehlen sollte, so freue ich mich, daß ich allein es Dir geben kann.“

Silverda strich seinen Bart, um ein spöttisches Lächeln zu verbergen, und Miliane, rot vor Verlegenheit oder Aerger, glaubte von seinen Lippen das Wort: „Das große Kind!“ oder ähnliches lesen zu können.

„Wir müssen gehen!“ sagte sie brüsk; „man erwartet uns in der Laube!“ und sie nahm Leos Arm.

Silverda ging mit ihnen, als wenn das und nichts anderes von ihm erwartet wurde.

Unterwegs rief einer der Arbeiter Leo an; er ersuchte Miliane, zu warten oder lieber voranzugehen, und so ging sie an der Seite ihres künftigen Betters einher.

„Finden Sie nicht, daß „Caprice“ mit Recht seinen Namen trägt?“ frug er.

Entrüstet sah sie ihn mit ihren großen Augen an und erwiderte kurzweg:

„Weil Sie es so getauft haben? Nein, mein Herr, und wenn es auch der Fall wäre, so würde ich es Ihnen doch nicht eingestehen!“

„Es freut mich, daß ich weiß, was ich von Ihrer Aufrichtigkeit zu erwarten habe,“ erwiderte er mit der größten Ruhe und schlug mit seinem Stöckchen die Blätter der Stauden am Wege ab, „ich für meinen Teil hasse alle möglichen Potpourris, Mosaikbeete, Lappendecken und alles, was zu dem Kram gehört. Und auch Sie würden „Caprice“ nicht gebaut haben!“

„Mein Herr! Sie haben uns belauscht!“ sagte das Mädchen mit glühenden Wangen und bebenden Lippen. Silberda lächelte höflich.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Wolson,“ sagte er, „aber das Horchen steht nicht auf meinem Programm, ebensowenig wie Aufrichtigkeit Ihre Sache zu sein scheint. Aber es freut mich, daß der Zufall mir ihr so sorgfältig verborgenes Urtheil geoffenbart hat.“

Miliane fühlte sich machtlos; der Mann las ihre Gedanken, ihr Angesicht schien für ihn ein offenes Buch. Am Tisch war sie besonders schweigsam. Silberda saß ihr gegenüber und besprach in hohem Ernst mit seiner Mama und mit Netze die großen Verdienste der englischen und holländischen Kühe; auch Leo mischte sich in das Gespräch.

Gesine war noch stiller als Miliane, aber niemand achtete auf das blasse, blonde Kind mit den großen, hellen Augen.

„Leo,“ flüsterte am Abend Miliane ihrem Verlobten ins Ohr, „ich wollte, daß Dein Vetter wieder abgereist wäre, er ist mir lästig.“

„Und ich glaubte, daß seine Unterhaltung Dich heute Mittag so gefesselt hätte. Daß er Dein herrliches Bild nicht rühmte, mußt Du Dir nicht so sehr zu Herzen nehmen; er rühmt nie etwas, das zu mir in einiger Beziehung steht.“

„Aber siehst Du denn nicht ein, mein bester, daß ich kein Lob gar nicht verlange?“ frug Miliane ungeduldig.

Netzes Urtheil über den „Sohn“ lautete am Abend kurz und einfach:

„Er ist ein echter Topfgucker!“

Und Silberda hatte sich doch so große Mühe gegeben, zu den Damen herabzusteigen und über Dinge zu sprechen, die sie gewiß interessirten!

Zwölftes Kapitel.

An den folgenden Tagen konnte Miliane nicht mehr sagen, daß Erich ihr lästig war; er legte ihr wenigstens

nichts in den Weg, wenn sie nach Schönburg kam, und in ihrem Hause ließ er sich natürlich nicht blicken.

Als sie einmal mit Leo in den Park kam, verließ er denselben hoch zu Ross, grüßte eben und ließ sich den ganzen Tag nicht mehr blicken. Ein ander Mal saß er am Fenster mit einem Buch, verbeugte sich förmlich bei ihrem Eintreten und nahm weiter keine Notiz von ihr, bis er, ohne ein Wort zu reden, sich entfernte und selbst bei Tische nicht erschien.

Nette fand dies sehr unhöflich; Miliane nannte es eine Erleichterung. Nach seiner Bemerkung über das Horchen, das sie ihm zum zweiten Male vorgeworfen hatte, war es ihr klar, daß Silberda sich ihrer ersten Begegnung noch in allen einzelnen Zügen ereinnerte. Warum sprach er denn nicht davon? Sie konnte doch nicht zuerst darauf zurückkommen.

„Ich begreife nicht, daß Du ihn noch bei Dir empfängst“, sagte Miliane eines Tages zu Leo.

„Es steht Dir frei, mein Haus jedem zu versagen, der Dir nicht gefällt, sobald Du hier als Herrin schalten wirst“, gab Leo zur Antwort, „dann wohnt die Tante auch nicht mehr hier. Es ist hauptsächlich ihretwegen, daß ich Erich mit seinen sonderbaren Manieren hier dulde. Er sieht in mir einen gutmütigen, geduldigen Knaben; er müßte mal wissen, daß ich nur aus Mitleid seine Einfälle ihm zu gute halte, weil ich ihn ohne meine Schuld verdrängt habe, aber wenn er meine Frau nicht mit der gebührenden Achtung behandelt, dann ist alles zwischen uns aus.“

Es kam ein Glanz in Leo's Augen, ein Zug um seinen Mund, den Miliane noch nie gesehen hatte, und sofort fuhr es ihr durch den Sinn, daß Leo so edel und gut war, weil er noch wie in einem Paradiese wohnte, das nicht von dem verpestenden Hauch der menschlichen Bosheit berührt war. Die Natur hatte ihre schönsten Gaben über ihn ausgeschüttet: ein fröhliches Herz, einen hellen Geist, Liebe für das Schöne, Mitleid mit der Schwäche und dem Unglück, mit reichen Mitteln beide zu helfen. Er kannte noch keine

Leiden, keinen Streit, kein Laster, keine Enttäuschung, keinen Verrat, oder doch nur aus den Büchern.

„Wäre er weniger vollkommen, so würde ich ihn mehr lieben“, dachte Miliane bisweilen, wenn sie ihr Hirn quälte, um zu entdecken, warum ihr künftiger Gatte mit all' seiner Liebe und Güte ihr Herz nicht zu rascherem Klopfen bewegen konnte.

Nun aber begann sie zu zweifeln und selbst zu fürchten. Wie würde sein Charakter sich ändern, wenn das Leben mit seinen herben Erfahrungen ihm näher träte, wenn er auf Undank, Ungerechtigkeit und Treulosigkeit stieße? Vielleicht war sie bestimmt, jene Veränderung in ihm hervorzurufen, zum Guten oder zum Bösen!?

Und sie hatte gelobt, ihm zur Seite zu stehen, was auch geschehen möchte. Vielleicht würde Leo nach jenem Streite ihrem Herzen teurer werden, vielleicht auch nicht, und wieder bereute sie es, ihm ihr Wort gegeben zu haben, nur weil er sie gefragt hatte.

Nette hatte sich ins Gespräch gemischt und bemerkt, daß das Verhältnis zwischen Erich und seiner Mutter nicht gar so innig sei.

„Nein“, lachte Leo, „Tante kann mit mir weit besser fertig werden als mit ihm. Sie ist bange vor Erich, und nur, wenn sie über meine „Thorheiten“ losziehen, geht ihnen der Stoff nicht aus.“

„Sollte Dein Vetter denn gar nicht für Liebe zugänglich sein?“ brachte Miliane zögernd hervor.

„Ich weiß es nicht, er gibt sich alle Mühe, als Sphinx zu erscheinen. Uebrigens scheint mir sein eigenes Ich der gefährlichste Nebenbuhler seiner künftigen Gattin zu sein.“

Am Abend bestieg die Gesellschaft das Belvedere von „Caprice“, von wo sich jetzt ein ganz anderer Anblick darbot, als im Winter. Die Sonne ging in purpurner Glorie unter, ein zarter blauer Duft schwebte in der Ferne über der Stadt, so daß alles wie mit einem weichen Schleier umhüllt schien; die Sonne aber

setzte den Schleier in Brand, sodaß alles glühte und blitzte und funkelte.

Ueber die Ballustrade gelehnt, war Miliane ganz in Entzücken aufgelöst; Leo hatte den Arm um ihre Schultern gelegt und betrachtete ihr Antlitz, worin der schöne Abend wie aus einem Spiegel widerstrahlte.

Ohne daß sie wußten, woher er kam, stand plötzlich Silberda neben Miliane, und melodios, als wenn er die Töne einer goldenen Harfe entlockte, murmelte er halblaut in italienischer Sprache:

„Gefommen war die Stunde, die das Heimweh
Der Schiffer weckt und weicher macht die Herzen . . .
Die Stunde, die beklemmt den Pilgerneuling,
Hört er von Ferne Glockentöne hallen,
Die ob des Tages Tod zu klagen scheinen.“

„Verstehen Sie Italienisch, Fräulein Wolfson?“

„Ein wenig, mein Herr, aber doch genieße ich einen schönen Abend lieber in eigenen, als in fremden Gedanken!“

„Selbst wenn es die eines Dante sind?“

„Selbst dann!“

„Wie schade, daß Sie die Gedanken so eifersüchtig verbergen und niemand sie auf ihrem marmorglatten Antlitz lesen kann!“

Das arme Marmorantlitz verzog sich zu einem verlegenen Lächeln.

„Die Welt hat wenig von diesen Gedanken, mein Herr! Sie haben für mich nur einen Wert, da sie mein Eigentum sind.“

„Und das ist ein sehr großer! Fragen Sie ihren Bräutigam nur.“

Leo hatte Milianens Hand fester umschlossen, als wenn er sagen wollte:

„Du mußt seine Worte nicht ernst nehmen.“

„Für mich allerdings!“ antwortete er laut.

„Es thut mir leid, Ihnen mit den Reimereien des Dante den Abend vielleicht verdorben zu haben, Signora! Aber ich meinte es gut, ich gebe Ihnen die Versicherung.“

Die letzten Worte klangen ernst gemeint.

„Warum nehme ich alles übel, was er sagt?“ dachte Miliane ärgerlich, „es ist nicht der Mühe wert!“

„Wird es Dir nicht kühl?“ fragte Leo zärtlich besorgt.

„Ja, laß uns gehen, die Sonne ist schon hinunter.“

Silverda ließ sie gehen; er blieb noch lange auf dem Belvedere bis die Sterne das Firmament mit ihrem Lichte durchbohrten.

Als er nach unten kam, war die Familie im gothischen Salon versammelt, Gesine saß vor dem Harmonium, das auf einer Erhöhung am Ende des Gemaches stand, und spielte Fugen von Bach. Leo stand hinter ihr und gab die Stücke an, die er zu hören wünschte.

Miliane, auf einem Schemel halb vorgebeugt niederhockend, schien ganz Ohr für die feierlichen Melodien, die unter den Fingern des jungen Mädchens hervorquollen.

„Bach ist glücklich“, flüsterte eine Stimme an ihrer Seite, „glücklicher als Dante, da er Fräulein Wolson ihren eigenen Gedanken eine Weile zu entrücken vermag.“

Miliane blickte sich um und errötete wieder, ganz wider Willen, aber sie vermochte nichts dagegen. Der leichte Spott, die vornehme Herablassung, womit Silverda sie behandelte, verletzten sie tief; sie war so gewohnt, von allen, die ihr nahten, Lob und Weihrauch zu empfangen, daß es sie über die Maßen ärgerte, von dem Vetter ihres Bräutigams so ganz anders behandelt zu werden.

Bergebens trachtete sie sich zu überzeugen, daß nur Eifersucht und Abneigung gegen den Junker Silverda besaßen, aber sie war zu sehr Weib und zu eitel, um sich nicht beleidigt zu fühlen bei dem Gedanken, daß er sie gering schätze und offenbar dafür zu halten schien, daß andere sie zu hoch stellten. Mehr aber noch zürnte sie sich selber, weil ihre beweglichen Züge die Empfindungen ihres Herzens verrieten, statt daß sie ihm, wie er es verdiente, nur kühle Verachtung zeigte.

„Die Schuld wird wohl am Dolmetscher gelegen haben“, fuhr er in gleichem Tone fort, während er

sich über die hohe Lehne des Stuhles vorbeugte; „mein Nichtchen Gesine hat ein beneidenswertes Talent, und Alferadee ist glücklich, auch dieses Juwel für „Caprice“ erworben zu haben. Alle schönen Künste sind in diesem Feenpalaste vertreten, selbst die Kochkunst; nur die Schauspielkunst ist ausgeschlossen. Ich muß wohl einiges Talent dazu haben, denn Leo hat mir Vorschläge gemacht, auch mich an seinem Stab zu verbinden, und sie wären verführerisch genug für jemand, der goldene Ketten der Freiheit und dem Bewußtsein, eine Lebensaufgabe zu erfüllen, vorzieht.“

„Sie gehen zu weit, Herr Silberda“, sagte Miliane entrüstet. Sie erhob sich und betrat die Erhöhung beim Harmonium.

„Leo, es thut mir leid für Dein Nichtchen, oder vielmehr für mich selbst; das improvisierte Konzert ist allerliebste, aber es wird hohe Zeit, heimzukehren, Kette wartet mit Ungeduld.“

„Jetzt schon? Es ist erst zehn Uhr!“

„Wir werden dann gerade um Mitternacht zu Hause sein.“

Leo brachte seine Verlobte und ihre Schwester immer zur Stadt, wo er dann mit seiner Equipage in einem Hotel über Nacht blieb.

Nettes Gegenwart war nie störend bei ihrem vertraulichen Geflüster, das besonders Leo mit Seligkeit erfüllte.

Diesen Abend aber war Miliane sehr einsilbig.

„Es kommt von Bach!“ sagte sie, „das stimmt so feierlich!“

Die feierliche Stimmung war aber eine sehr unruhige und aufgeregte.

„Er verachtet mich, weil ich mit Leo verlobt bin“, dachte sie, „ist das denn etwas Uebles? Ist es so schwer, einen so herzensguten Menschen wie Leo zu lieben und glücklich zu machen? Ist sein Besitz nicht sogar das Opfer meiner Kunst wert? Und niemand verlangt es, ich werde mich im Gegenteil ihr noch viel mehr widmen dürfen, als früher, nun ich es nicht

mehr um das Brod zu thun brauche! Und meine Freiheit? — Darüber steht ihm kein Urtheil zu. Und doch beunruhigt er mich fortwährend! O wäre ich schon mit Leo verheiratet und er wieder in London!“

Dreizehntes Kapitel.

Am folgenden Tage war Miliane eifrig beschäftigt, die Allegorie des Winters, die sie als Fräulein Wolson begonnen hatte und wahrscheinlich als Frau von Alkeraede vollenden sollte, auf die Leinwand zu bringen. Bei der Arbeit vergaß sie ihre quälenden Gedanken und Bedenken; sie sah das Leben, das ihrer wartete, vor sich liegen, und fand darin nichts, was sie abschreckte. Im Gegenteil, alles war eben glänzend, hell und glückverheißend, und darum gerade war Silberdas unfreundliches Benehmen wie ein tiefer, schwarzer Schatten in sonniger Landschaft. Ihr Glück war zu rein, zu ungetrübt, etwas bitteres mußte ihm Kraft und Dauer geben, und jetzt, beim hellen Tageslicht mußte sie lächeln, daß sie gestern den Aeußerungen des Spötters ein so großes Gewicht beigelegt hatte.

Wer kümmerte sich je um den Spott eines Neiders! Sie wußte ja, das Silberdas Haltung nur dem Neide zuzuschreiben war.

In fröhlicher Stimmung arbeitete Miliane fort, und beschloß, Leo ein freundliches Briefchen zu schreiben um ihn für ihre gestrige Verstimmung zu entschädigen.

„Da ist eine Zeitung für Dich!“ rief Nette, die mit der Magd den kleinen Salon reinigte und aufputzte.

Miliane arbeitete weiter, ohne nach der Zeitung umzusehne; erst um die Essenszeit, als sie herunter kam, bemerkte sie, daß es ein englisches Blatt war; es trug aber den Stempel Hoensdrecht und sie sah, daß es das Blatt war, woran Silberda mitarbeitete.

Das reizte ihre Neugierde; den Streifen abreißend, breitete sie das Blatt aus und fand ein paar blaue Striche bei der Rubrik: „Kunst.“

Mit klopfendem Herzen las sie:

„Wir hatten Gelegenheit, ein Gemälde zu sehen, für eine Privatsammlung bestimmt, von der mit Recht rühmlichst bekannten holländischen Malerin Miliane Wolfson —.“ Es folgte nun eine sehr günstige Besprechung ihres Bildes: „Der Morgen“, und der Schluß lautete:

„Man spricht davon, daß Miß Wolfson an Stelle des Pinsels, das Schlüsselförbchen (Merkmal der holländischen Hausfrauen) tragen wird, und wir müssen dieses bedauern; das Talent der jungen Dame ist zu außergewöhnlich und wir müssen aufrichtig bekennen, sie hat ihre Kunst der Vollendung zu nahe gebracht, als daß wir kein Recht haben sollten, uns über diesen Tausch zu beklagen. Denn, wird das Schlüsselförbchen ihr das Eine geben können, die Glut, die ihren schönen Stücken noch hier und da zu fehlen scheint??“

Mit diesem doppelten Fragezeichen endete die Kritik, die Milianens Gedanken wieder eine ganz andere Richtung gab. Ihr Herz klopfte ungestüm; es war, als wenn ihr bei diesem neuen Gesichtspunkte schwindelig wurde. Silverda sah nicht geringschätzend auf sie nieder, im Gegenteil, er war einer ihrer wärmsten Bewunderer; nur ihre Heirat mißbilligte er und darüber hatte sich ihr eigenes Gewissen ja auch noch nicht beruhigt. War es Freude oder Schmerz oder Unmut, aber die ganze Welt lag vor ihr in anderem Lichte da!

Das Briefchen an Leo blieb in der Feder und die Zeitung verschwand in Milianens Sekretär; es war besser, ihm nichts davon zu sagen, er könnte es übel nehmen, und sie wollte die beiden Better einander nicht noch mehr entfremden. Und gestern hatte sie noch davon gesprochen, Silverda das Haus zu verbieten, wenn sie dort einst Herrin sein würde!

Im Laufe der Woche war großes Diner auf Schönburg, die Notablen der Stadt und der Umgegend

waren eingeladen. Der große Speisesaal glänzte vor lauter Krystall und Silber; das prächtige Service von Sevres=Porzellan, die großen mit Blumen gefüllten japanischen Vasen, die vergoldeten Kronleuchter, der perlende Wein in den kostbaren Römern, die ausgesuchtesten Speisen und Früchte der südlichen Länder, das alles vereinigte sich zu einem Bilde des Luxus und des Reichthums, sodaß Milianens eitles Herzchen schneller zu klopfen begann bei dem Gedanken: „In einigen Monaten herrsche ich hier unbeschränkt!“

Schon jetzt war sie der Mittelpunkt der Gesellschaft; da waren adelige Damen, die schon lange Leo als den erlesenen Bräutigam für ihre Tochter angesehen hatten. Die bürgerliche Künstlerin hatte sie enttäuscht, das wußte Miliane nur zu gut, und dieses Bewußtsein machte sie noch freundlicher und wohlwollender gegen alle, die der Erfohrenen ihres Standesgenossen ihre Huldigungen darbrachten.

Miliane war wirklich schön an diesem Abend; ihr seidenes licht-rosafarbenes Gewand, mit spanischen Spitzen besetzt und mit einem Strauß von Theerosen verziert, konnte als Beweis ihres künstlerischen Geschmacks gelten. Auch in ihren goldig braunen Locken prangten die zartfarbigen Rosen.

Leo sah sie bewundernd an.

„Du bist meine Herzensfreude und meine Königin!“ flüsterte er ihr zu, und indem er ihre Hand umfaßte, legte er eine Schnur von lauter Diamanten um ihren Hals.

„Du gibst mir zu viel, Leo!“ stammelte sie.

„Ist Deine Liebe nicht mehr wert, als all' der Flitter?“

„O, Du bist ein lieber, lieber Mann!“ flüsterte sie errötend, und ihr Gewissen sprach: „Du sprichst die Unwahrheit, Du bezahlst ihm den einzigen Preis nicht, den er für all seine Gaben fordert.“

Sie blickte auf und ihr Auge begegnete der spöttischen Miene Erichs.

„Er ist mein Gewissen,“ dachte sie, „er spricht meine Gedanken aus in Wort und Blick; darum allein fürchte ich ihn so.“

An diesem Abend jedoch wurde die Furcht vertrieben durch die fröhliche zahlreiche Gesellschaft, deren strahlende Sonne sie war. Silberda that keinen Schritt, um ihr näher zu kommen. Er saß weit von ihr entfernt am Tisch, doch so, daß sie ihn sehen und dann und wann einige Töne seiner tiefen, melodiosen Stimme auffangen konnte; mit der größten Leichtigkeit verbreitete er sich über alle großen Fragen der Politik, Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Er hatte sich nach Leo's Braut gar nicht umgesehen. Erst als die Gesellschaft sich vor dem Dessert erhob, um an dem frischen Sommerabend im Garten sich ein wenig zu ergehen, erschien er plötzlich an ihrer Seite.

„Noch nicht teuer genug bezahlt!“ hörte sie ihn sagen. Ihre Hand, die auf der Lehne eines Sessels ruhte, zitterte plötzlich, aber sie schaute sich nicht um.

„Darf ich Ihr Armband eben sehen, Fräulein Wolson?“ frug er ehrerbietig, „die Gazetten, vom Licht mir zugetragen, blickten mir in die Augen.“

Miliane machte das Armband los und gab es Silberda, ohne ihn anzusehen.

„Ein königliches Geschenk!“ sagte er, die Diamanten betrachtend.

„Nicht königlich genug für die Trägerin,“ entgegnete Leo näher tretend.

„Das habe ich auch gesagt. Möge das Armband wirklich ein „Porto bonheur“ für Sie werden, Fräulein Wolson, besser als der einfache goldene Reif, den Sie früher getragen haben. Darf ich Ihnen das Band anlegen?“

„Nein, überlasse nur das mir!“ jagte Leo kurz angebunden.

Silberda zuckte spöttisch die Achseln, als wenn er sagen wollte: „wie kindisch!“ Dann gab er dem Junker das Armband zurück und entfernte sich.

„Wie darf er es wagen, Deine Arme zu berühren?“ flüsterte Leo, „da er die ersten Regeln des Anstandes meiner künftigen Frau gegenüber vernachlässigt! Und doch, Miliane, glaube mir, er bewundert Dich mehr, als er sich den Anschein gibt; er sah Dich eben mit solch einem Ausdruck an, wie ich ihn noch nie in seinen kalten Augen gesehen habe. Wenn Du nicht das Mädchen meiner Wahl wärest, würde er Dir seine Bewunderung nicht vorenthalten.“

„Er ist mir ganz gleichgültig!“ sagte Miliane stolz.

„O, wir können seine hohe Approbation sehr gut entbehren, sowie die aller anderen! An unserer Liebe haben wir genug.“

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Tage nach dem Diner war Miliane wieder in ihrem Atelier, aber sie arbeitete nicht; sie konnte ihre Gedanken nicht mehr bei der Arbeit halten; sie waren ihr zu mächtig.

Hätte sie sich nur aussprechen können! Aber es kam ihr zu lächerlich vor, einem anderen, selbst wenn es nur Nette war, zu bekennen, daß sie sich Tag und Nacht um Lob oder Tadel eines Mannes, der ihr doch ganz gleichgültig sein mußte, bekümmerte.

„Er denkt mehr als er sagen will, was mag er doch wollen?“ frug sie immer wieder, ohne sich die Frage beantworten zu können: „er gönnt Leo meinen Besitz nicht.“

Warum schwindelte ihr bei dem Gedanken? Warum wagte sie es nicht, dabei zu verweilen?

Es wurde geschellt, ihre Schwester war nicht zu Hause; das Mädchen kam herauf und meldete:

„Fräulein, da ist ein Herr, der mit Ihnen zu sprechen wünscht. Er ist der Better des Junkers, wie er sagt.“

Miliane wurde leichenblaß, ihr Herz klopfte ungestüm.

„Ich werde nach unten kommen“, entgegnete sie

„Der Herr sagt, er habe nur einen Augenblick Zeit. Er kommt mit einer Botschaft vom Junker, sagte er.“

„Bitte ihn dann nur, sich nach oben zu bemühen“, erwiderte sie, und nahm Pinsel und Palette, die den ganzen Morgen geruht hatten, zur Hand.

Hilberda trat ein und sah sie einen Augenblick wortlos an, wie sie da in ihrem blauen Kittel vor der Staffelei stand.

„Ich bin meinem Vetter dankbar“, begann er dann, „daß sein Auftrag mir das Vorrecht schenkt, Fräulein Wolson in ihrem Atelier und in ihrem Arbeitskleid sehen zu dürfen.“

Es ist nicht der Mühe wert, mein Herr, und ich begreife nicht. . . .“

„Ich habe Sie im vollen Licht gesehen, mit Blumen geschmückt, und strahlend von Diamanten, aber so als niedrige Dienerin der Kunst fand ich Sie . . . schöner, als ich Sie mir bis jetzt vorgestellt habe, seit der Stunde, wo wir uns auf der Maas begegneten.“

Milianens Gesicht stand plötzlich wie in Flammen.

„Herr Hilberda!“ sagte sie, „ich verlange nicht nach Ihren Komplimenten, und die Anspielung auf ein früheres Zusammentreffen kommt viel zu spät. Ich habe es längst vergessen und wünsche nicht, daran erinnert zu werden.“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl. Ich habe wohl bemerkt, das Sie Ihr Infognito zu wahren wünschten und habe mich bis jetzt auch darnach gerichtet, aber ich meine mich Fräulein Wolson gegenüber etwas freier bewegen zu dürfen, als gegenüber der künftigen Baronin von Alkeraede. Ist dem nicht so, so habe ich mich in Ihnen getäuscht. Ich will meinen Auftrag ausrichten und dieses Atelier verlassen, das ich so gerne im Interesse der Kunst besucht hätte.“

„Zu diesem Zwecke steht es Ihnen offen.“

„Ich habe demnach jetzt nur mit Miß Wolson zu thun und will Frau von Alkeraede für eine Zeitlang vergessen. Jene hat ihren immensen Reichtum,

ihr Schloß, ihre Diamanten, ihre Wagen und Pferde und ihren ergebeneu Sklaven dazu, und meine Geringfügigkeit kann daneben nicht in Betracht kommen; Fräulein Wolson dagegen ist eine der europäischen Damen, die ich schon lange bewundert habe, ehe ich vermuten konnte, daß ein glücklicher Zufall mich mit ihr zusammenführte, ohne daß ich sie leider näher kennen lernen durfte."

"Und als Sie mich wieder sahen, war es Ihnen zu viel, jener zufälligen Begegnung sich zu erinnern!"

"Ich sah Sie wieder als meine künftige Verwandte und wagte es nicht, über diese Begegnung zu reden, ohne daß Sie mir das Recht dazu gaben. Sie wissen, ich bin höchst schüchtern und bescheidener Natur," fügte er lächelnd hinzu und unwillkürlich mußte Miliane auch lächeln.

"Sie wußten doch, daß Leo sich mit einer Wolson verlobt habe?" frug sie.

"Natürlich, aber da Mama sich nicht sehr für die Kunst interessiert und ich mit Alkeraede nicht in Korrespondenz stehe, können Sie sich denken, daß Erstere es nicht der Mühe wert hielt, mir näheres zu schreiben. Von Leo hörte ich erst in Schönburg, daß seine Braut und die berühmte Malerin identisch seien, dies war die erste Ueberraschung, und daß meine Reisegefährtin und die beiden Personen auch wieder die nämlichen waren, das war die Ueberraschung Nr. 2. Das war ein guter Tag für mich, zwei sogenannte Ueberraschungen!"

"Sogenannt?" frug Miliane.

"Wollen Sie lieber Enttäuschungen lesen? Mir ist's recht! Die Sprache ist ja dazu gemacht, um seine Gedanken zu verbergen."

"Ich verstehe Sie nicht," sagte Miliane, den Kopf auf ihre Palette senkend, während sie eifrig die Farben mischte, aber in einem Tone, der satzsam verriet, daß sie ihn wohl verstand.

"Nun, dann wollen wir nicht weiter davon reden. Es ist wieder eine neue Enttäuschung für mich, dies

nicht thun zu dürfen. Fräulein Wolson hatte in meiner Phantasie eine Gestalt angenommen, sie war ein Charakter geworden, den ich mir nur aus ihren Stücken gebildet hatte. Fortan will ich mich nicht an solche Zusammenstellungen wagen; ich beginne, an meinem Talent dafür zu zweifeln. Ich sehe, daß Sie mit dem Mittelstück für den „Häringsalat“ begonnen haben. Es stellt den Winter vor, wie ich sehe.“

Miliane stand wortlos an der Staffelei; sie fühlte, daß dieser Mann mit seinem kühlen, spöttischen und selbst beleidigenden Tone eine Macht über sie besaß, daß ihr alles an seinem Urtheil gelegen war, daß sie sich diesem Einflusse nicht zu entziehen vermochte.

„Waren Sie schon verlobt, — wenn ich mir die Frage gestatten darf, — als Sie diesen Winter konzipierten?“

„Ich glaube wohl.“

„Als Sie den „Morgen“ begannen, waren Sie noch frei, nicht wahr?“

„Mein Herr! was bedeuten diese Fragen und Anzüglichkeiten? Es ist immer das nämliche; wo ich Ihnen auch begegne, sowohl hier als in Schönburg. Ich weiß, daß Sie mich verach . . ., geringschätzen, aber Sie haben nicht das Recht, es mir zu zeigen. Wer gibt Ihnen die Freiheit, mich mit Ihren Bemerkungen, Ihren Vorwürfen zu behelligen?“

Ihr lang zurückgehaltener Aerger machte sich Luft, zu ihrem großen Verdruß aber sprangen Thränen, die sie nicht zurückhalten konnte, aus ihren Augen; sie wandte sich schnell ab und schaute aus dem Fenster.

Silverda kam ihr gleich nach und sprach nun mit ernstem, sympathischen Ton:

„Fräulein Wolson, verzeihen Sie mir! Ich sehe ein, daß ich verkehrt gehandelt habe, und es wird mir stets schwer, mein Unrecht zu bekennen, ich thue es sonst nie. So hätte ich nicht mit Ihnen reden dürfen, aber ich habe mich in Ihnen getäuscht. Jetzt sehe ich erst, daß Sie sind, wofür ich Sie immer gehalten habe: eine hochpoetische Künstlernatur mit ihren guten

und weniger guten Eigenschaften, die aber nicht von der gewöhnlichen hausbackenen Art sind. Aufrichtigkeit ist die beste Politik, und so will ich offenherzig mit Ihnen reden. Ich war entrüstet, als ich hörte, daß mein Vetter für sein Geld eine neue Kuriosität für sein Museum gekauft hatte, und daß jene Kuriosität, jenes Ornament Fräulein Wolson sein mußte, unsere erste Malerin, die einzige, die den Ueberlieferungen der altholländischen Schule in ihren Werken treu bleibt und doch die Grazie der italienischen und französischen Modelle mit seltenem Glück sich anzueignen weiß. Und je mehr ich sah und hörte, um so mehr war ich erstaunt, daß eine Künstlerin sich erniedrigen wollte, ja ich finde kein anderes Wort, „Caprice“ mit ihrer Person auszustaffieren.“

„Aber mein Herr, Sie beleidigen mich und Ihren Vetter tödtlich. Glauben Sie denn, daß ich Leo's Frau werde, nur weil . . . weil er reich und von Adel ist . . . daß . . . daß . . . ich ihn nicht liebe?“

Ein mitleidiges Lächeln spielte um Silberdas Lippen.

„Leo vermag viel, sowohl mit seinem Geld, als mit seiner Person, aber mit seiner Hand die Liebe einer Miliane Wolson zu gewinnen, das liegt nicht in seiner Macht. Wenn er ein armer Zeitungsschreiber gewesen wäre, wie ich, so wäre es ihm nie gelungen, eine Künstlerin von Gottes Gnaden zu bewegen, ihre Kunst seiner Liebe zum Opfer zu bringen.“

Was hätte Miliane nicht darum gegeben, wenn sie Silberda frei in die Augen hätte sehen und ihm erklären dürfen, daß er sich irre, daß sie Leo liebe und nicht seinen Reichtum! Aber er las in ihrer Seele wie in einem offenen Buch; sie konnte nicht leugnen, denn die Wahrheit seiner letzten Worte drängte sich ihr mit Gewalt auf.

Sie schwieg eine Weile, ohne im stande zu sein, eine Antwort zu geben.

„In jedem Falle, mein Herr!“ sagte sie endlich, da die Augen des anderen fortwährend auf ihr ruhten,

„haben Sie mit meinen inneren Empfindungen nichts zu schaffen, und Ihre Art und Weise, sich da hinein-
zumischen, ist, um nichts mehr zu sagen, höchst unbe-
scheiden.“

„Sie haben Recht, Fräulein, mir zu zürnen, aber gehört Miliane Wolson nicht der Kunst, nicht der Geschichte, nicht der Welt an? Denkt sie so gering von sich selbst, daß sie einem enthusiastischen Dilettanten das Recht vorenthält, zu bedauern, daß sie ihr erhabenes Geburtsrecht um eine Schüssel Linsen geopfert hat?“

„Aber wer sagt Ihnen, daß ich meine Kunst vernachlässigen will, mein Herr? Werde ich ihr nicht noch besser dienen können, wenn ich nicht davon zu leben brauche?“

Hilverda zuckte die Achseln.

„Sie werden eine große Dame sein, Sie werden die Aristokratie des Landes in Schönburg und „Caprice“ invitieren. Sie werden die Kunst protegieren, man wird Sie preisen und bekompimentieren (er drückte auf die Fremdwörter), man wird Sie einen weiblichen Mäcen nennen; Sie werden keinen Weg wissen mit all den Gedichten und Musikstücken, womit man Sie bombardieren wird. Ihr Papierkorb wird überlaufen von den Bettelbriefen, welche brotlose Dichter, Maler und Bildhauer an die Beschützerin der schönen Künste richten werden. Sie werden große Reisen machen, halbe Tage Ihrer Toilette opfern müssen, und wo bleibt dann ihre Kunst? Nur um Einen Preis dürfen Sie ihre Kunst verkaufen, um den hohen Preis einer gegenseitigen, großen, wahren Liebe! Doch ich sagte schon zu viel, ich darf Ihnen nicht raten oder Sie tadeln, denn dann würden Sie von mir glauben, daß es der Neid ist, der aus mir spricht, daß ich ihn beneide, ihn, der für sein Geld alles kaufen kann, was er haben will, alles, alles!“

Dies letzte „alles!“ war in einem unbeschreiblich bitteren Ton gesprochen und das Wort, das auf Milianens Lippen schwebte: „Das ist auch der einzige Grund Ihres ganzen Handelns!“ blieb ungesprochen.

„Und nun mein Auftrag“, fuhr Silberda fort. „Mein Vetter kann heute nicht in die Stadt kommen. Er erwartet einen italienischen Bildhauer, wie ich glaube, aber morgen zur Frühstückszeit will er Sie besuchen. Ich bin schon zu lange hier gewesen, Sie haben jetzt so viel Zerstreuung und so wenig Zeit, um sie der Kunst zu widmen, daß ich es mir zur Sünde anrechnen würde, Sie noch länger von der Arbeit abzuhalten. Leben Sie wohl, Fräulein Wolson!“

„Mein Herr!“ — stammelte Miliane verlegen, noch ein Wort. Was fehlt meinen Bildern?“

Er blickte sie ernst an und entgegnete dann:

„Was nur erlangt wird durch einen Blick in die Tiefen des menschlichen Herzens, nachdem man auf den Höhen der Liebe und der Freude gestanden hat. Werden Sie durch Ihre Heirat mit Leo Ihrem Talent jene Vollendung zu geben im Stande sein, Frau von Alkeraede?“

Miliane schlug die Augen nieder, und er fuhr fort:

„Unsere Rechte legen uns Pflichten auf; Sie haben das Recht, sich Künstlerin zu nennen, demnach auch eine Pflicht zu erfüllen. Ich habe zu Ihnen geredet, wie niemand es vor mir zu thun gewagt, ein Beweis, wie hoch ich Sie schätze, Ihre Person noch mehr, als Ihre Werke!“

Er grüßte sie ehrfurchtsvoll, als wäre sie eine Königin, die Audienz verleiht, und verließ das Atelier.

Miliane aber warf, als er gegangen war, Pinsel und Palette in die Ecke, ließ den Kopf in ihre Hände sinken und vergoß heiße Thränen.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Abend des nämlichen Tages saßen Frau Silberda und Gesine beim Thee in der Laube am Wasser, als Erich hinzutrat, Leo war noch mit seinem Bildhauer beschäftigt.

„Hast Du das Atelier seiner Braut besucht?“ frug Frau Silberda.

„Ja,“ lautete die gleichgültige Antwort.

„Ein rechtes Durcheinander, he? Sie wird in Schönburg auch solch ein Zimmer haben müssen! O! wie wird es hier aussehen, wenn ich fort bin! Eines tröstet mich nur, daß ihre Schwester so nett und proper ist. Die wird die schönen Sachen wohl in Ordnung halten. Leo ist ganz wie sein Vater, der wollte auch alles recht hübsch haben, aber ohne daß er Last davon hatte, und seine Mutter war ein leichtsinniges Geschöpf, durch und durch französisch.“

„Alle Frauen sind über einen Kamm geschoren, Mama“, sagte Silberda, aufmerksam die Ringe verfolgend, die von seiner Cigarre aufstiegen, „Du bist doch alt und klug genug, um das erfahren zu haben.“

„Alle Frauen über einen Kamm? Aber Erich, wie kannst Du nur so reden? Ist ein größerer Unterschied denkbar als zwischen Gesine und Miliane, zwischen den beiden Schwestern, zwischen mir und Leos Mama?“

„Es sind alle Lerchen; mit einem Spiegel, der ihre Tugenden und Fehler wiedergibt, fängt man die scheuesten ins Netz.“

„Das ist mir zu hoch!“ erklärte Frau Silberda, prägte sich aber die Worte ein, um bei Gelegenheit mit dem Urteil ihres Sohnes zu prunken.

Gesine blickte von ihrer Handarbeit auf und sagte ruhig und entschieden:

„Das beweist nur etwas gegen die Frauen, womit Du näher umgehst, Better, wenn Du sie so beurteilst.“

Silberda nahm seine Cigarre aus dem Munde und sah Gesine spöttisch an:

„So, hast Du auch schon Menschenkenntnis, Cousinchen? Musik und Philosophie gingen früher Hand in Hand, Du hältst die Tradition in Ehren und Leo kann sich mit der neuen Acquisition gratulieren. Apropos, Mama, bleibt Gesine hier, oder nimmst Du sie mit mit Deinen anderen Möbeln?“

Das Mädchen arbeitete ruhig fort, als ginge die Frage sie nichts an.

„Natürlich geht sie mit! Sie hat hier nichts zu verlieren. Leo sprach davon, sie weiter in der Musik ausbilden zu lassen, aber daraus wird wohl nichts mehr werden. Es ist die Frage, ob seine Frau es gut heißen wird. Er ist gerade der Mann danach, um sich ganz von ihr gängeln zu lassen.“

„Wenn Leo etwas verspricht, so kann man sich darauf verlassen, daß er es auch thun wird“, sagte Gesine.

„Ja gewiß, besonders wenn er sein Ziel damit erreichen kann, eine Triebkraft, um seine Klaviere und Orgeln in Bewegung zu setzen.“

„Besser Erich“, sagte Gesine kurz und kühl, „wenn Du Leo verspotten willst, so meine ich, daß es passender wäre, wenn Du dazu eine andere Stelle wähltest, als die zu seinem Grund und Boden gehört.“

„Aber Kind! Ist das ein Ton, den Du meinem Sohne gegenüber anzuschlagen wagst?“ frug Frau Silberda entrüstet.

Er aber biß sich auf die Lippen, ehe er lachend fragte:

„He, Kleine, bist Du vielleicht eifersüchtig, weil Fräulein Wolson Herrin von „Caprice“ werden soll? Der Titel fehlt Dir, aber Leo wird Dich als lebendiges Instrument mit aller möglichen Sorgfalt behandeln. Nach unserer Gesetzgebung kann nur Eine seine Frau werden, und das Glück hat Miliane Dir fortgeschnappt.“

„Wenn ich eifersüchtig bin“, rief Gesine, jetzt bleich vor Zorn und mit zuckenden Lippen, „so ist es nicht meine Schuld, wenn ich von dieser Krankheit angesteckt bin, und um nicht schlimmer zu werden, will ich, sobald wie möglich, Deine Nähe verlassen.“

Und das Köpfchen stolz zurückwerfend, verließ sie mit ihrer Arbeit die Laube.

„Was bildet sich das Geschöpf ein!“ rief die Tante erstaunt, so etwas hat sie sich noch nie herausgenommen. Leo verwöhnt sie ganz und gar.“

„Ich habe meinen Spaß daran“, lachte Silberda, „das Kind hat Charakter. Dem Käzchen sind die

Nägel gewachsen; wehe dem, der sich ihr nah! Aber ohne Scherz, sie ist zu alt geworden, um täglich mit einem jungen Fant wie Leo umzugehen.“

„O, es wird bald aus sein, und ich bin herzlich froh darüber.“

„Wer weiß, was noch geschieht? Gesine kann vielleicht eine schöne Rolle dabei spielen, sie bleibt ja bei Dir in der Nähe.“

„Ich weiß wieder nicht, was Du meinst, Erich, aber da wir doch allein sind, wollte Dich ich etwas fragen, was mir schon lange auf dem Herzen liegt. Denkst Du gar nicht an's Heiraten?“

„Mehr als Du glaubst, vielleicht!“

„Wirklich? Es ist mir ein unangenehmer Gedanke, daß Leo noch vor Dir heiraten wird.“

„Wer sagt das?“

„Sie heiraten ja schon im September! Hast Du denn schon ein Mädchen ins Auge gefaßt?“

„Vielleicht wohl!“

„Ich wollte, Du wärest offener, Erich! In dieser Beziehung ist Leo ganz anders. Er war noch keine halbe Stunde verlobt, als ich es schon wußte.“

„Eine interessante Wissenschaft!“

„Nun, Du wirst mir eine große Freude damit machen.“

„Ein doppelter Grund, mich zu beeilen; denn man soll ja an erster Stelle alles thun, um anderen zu gefallen!“

„Ich hoffe doch nicht, daß es eine Engländerin ist, denn dann könnte ich nicht mit ihr plaudern.“

„Beruhige dich nur, sie wird schon holländisch verstehen.“

„Es ist natürlich noch ein Geheimnis, nicht wahr, Erich?“

„Ganz wie Du willst. Was ich Dir gesagt habe, darf jeder wissen.“

Am Morgen des folgenden Tages kam Frau Silverda in die Stadt, holte Kette ab, um mit ihr Kommissionen in den Läden zu besorgen, und das erste,

was Miliane bei der Rückkehr ihrer Schwester vernahm, war die funkelnagelneue Nachricht, daß „mein Sohn“ sich verlobt habe.

Miliane wandte sich bei dieser Mitteilung rasch ab; alles Blut schien aus ihren Wangen gewichen zu sein; wie thöricht, daß ihr Herz so schnell klopfte. Nette drehte ihr zufällig den Rücken; hätte sie ihre Schwester angesehen, wer weiß, welchem Schicksal vor- gebeugt worden wäre!

„Mit wem?“ frug sie hastig.

„Noch anonym, aber es soll eine allerliebste, geistreiche, Engländerin sein!“

„So, eine Miß oder eine Lady?“

„Das weiß ich nicht, aber ich sehe sie schon vor mir: lang, blond, kalt, hochnäsigt, gerade ein Wesen, das als Bedant zu diesem Bedanten dienen könnte.“

„Pfiu, Nette, wie unerträglich bist Du mit dem albernen Wortspiel!“

„Albern! Und ich war stolz auf den Einfall. Ich bin so selten geistreich, daß Du mir den Witz wohl gönnen darfst. Aber um auf „meinen Sohn“ zurückzukommen, er ist so eifersüchtig auf Leo, daß er ihm selbst das Heiraten nachmacht; eifersüchtig ist noch viel zu wenig gesagt, er ist voll Neid und Mißgunst.“

„Wie lieblos bist Du wieder, Nette! Ich glaube, daß Herr Silberda sich Dir gegenüber doch nichts zu schulden kommen ließ.“

„Wer sollte sich um mich auch kümmern,“ entgegnete Nette. „Ich schlüpfe überall durch, ich bin nicht groß, nicht klein, nicht hübsch, nicht häßlich. Aber Du weißt, daß „mein Sohn“ mir immer antipathisch war, noch ehe ich ihn gesehen, und nun ich sehe, wie er sich gegenüber Dir und Leo benimmt —“

„Dann finde ich es nicht hübsch, seiner Mutter zu schmeicheln und ihre Lobsprüche hervorzulocken, als wenn Du mit ihrem Sohne sympathisierdest . . . !“

„Aber, Mili, wie kommst Du mir vor? Sprichst Du so von Frau Silberda und ihrem Sohn? Du hattest früher eine ganz andere Meinung von ihnen.“

„Man muß gerecht sein, ohne Ansehen der Person. Wie sie auch sein mögen, Du mußt bedenken, daß die Familie Silberda mit meinem künftigen Gatten verwandt ist.“

„Ich werde es nicht wieder vergessen,“ sagte Nette pikiert und plötzlich ernst geworden.

Das waren die ersten bösen Worte, seit Jahren zwischen den beiden Schwestern gewechselt.

So wie Miliane jetzt war, hatte Nette sie nie gekannt; sie war reizbar im höchsten Grade, selbst Leo gegenüber, murrte über die langweilige Zeit der Verlobung und trieb die Unbilligkeit sogar so weit, daß sie ihrem Verlobten vorwarf, er suche Vorwände, um die Heirat hinauszuschieben.

Beim nächstfolgenden Besuch der Schwestern auf Schönburg wurde auf dem Grasbeet hinter dem Hause eine Partie Cricket gespielt.

Leo und Silberda hatten das traditionelle Kostüm an, und besonders letzterem stand der rot und weiß gestreifte Phantasiestoff, der seine kräftige und doch elegante Gestalt trefflich hervorhob, besonders gut. Leo war kleiner und schlanker, und dieser Unterschied war in ihren Bewegungen mehr als je zu erkennen.

Miliane, Annette und Gesine spielten mit, aber traten schon vor der Entscheidung zurück, so daß Leo und Silberda um den Preis kämpfen mußten.

Letzterer gewann das Spiel, und sich an Miliane wendend, frug er: „Welcher Lohn kommt mir zu?“

„Muß ich das bestimmen?“

„Ich hoffe es. Sie haben da eine Rose angesteckt, darf ich die als Zeichen des Sieges tragen?“

Lächelnd machte Miliane die Blume los und gab sie ihm.

„He, Miliane! Hätte ich gewußt, daß Du Preise verteilst, dann hätte ich mich etwas mehr angestrengt,“ lachte Leo.

„Das sagt er mir, um seine Niederlage gut zu machen,“ bemerkte Silberda, die Rose feststeckend.

Leo behandelte mit Gesine und Nette noch eine Frage des Spieles, während Hilverda und Miliane etwas weiter entfernt standen.

„Es ist ein echt englisches Spiel,“ sagte sie, um eine peinliche Pause im Gespräch auszufüllen.

„Ja, es gehört zur Lebensregel der Engländer. Eine gesunde Seele ist nur in einem gesunden Körper zu finden.“

„Warum leiden die Engländer so am Spleen?“

„Weil man alles, was gut ist, übertreiben kann. Sie leben so gut und fühlen sich so wohl, daß sie materiell nichts mehr zu verlangen haben und sich daher ganz dem Ideellen, dem Unerreichbaren also, zuwenden.“

So unterhielten sie sich weiter über die Engländer und ihre Eigenheiten, und Leo, der sah, wie eifrig das Gespräch war, sagte lachend zu Nette: „Es scheint, daß Erich rechtsumkehrt macht, er sucht Miliane günstiger zu stimmen.“

„Es ist auch viel besser, wenn Verwandte sich mit einander vertragen,“ erwiderte Nette, „besonders, da er auch an's Heiraten denkt.“

„Glaubst Du denn an das Märchen, das er seiner Mutter aufgebunden hat? Erich und Heiraten! Das darf man wohl mit dem Satyriker sagen:

„Wenn einst die wilden Wogen,
Sich nicht mehr brechen an dem Fels und Dünenstrand,
Wenn Lerch' und Nachtigall in Feld und Hain verschwand,
Wenn Winter Schnee und Eis und Sommer Frucht entbehrt,
Dann wird des Egoisten kaltes Herz bekehrt!“

„Dann wird es länger dauern, als seine Mutter hofft,“ lachte Nette.

Gesine aber sagte höchst ernst: „Du darfst dreist zufügen: wenn Erich gelernt haben wird, die Frauen zu achten.“

Inzwischen sagte Hilverda in gedämpftem Tone zu Miliane: „Ich fürchtete, daß Sie mir zürnen würden nach unserer letzten Begegnung.“

„Durchaus nicht! Soviel Charakter trauen Sie mir doch wohl zu, daß ich ein unangenehmes Urtheil ruhig anzuhören vermag!“

„Sie vielleicht — andere Frauen nicht!“

„Ihre künftige Braut auch nicht?“

„Meine Braut?“

„Ja, Miß Gwendolen, oder wie sie heißt.“

Erich sah sie flüchtig an und wandte sich dann zum Gehen.

„Von Ihnen hatte ich keinen Glauben an den Scherz erwartet!“

„Ist es denn Scherz?“

„Ja, und ein Scherz, der mich aus Ihrem Munde peinlich berührt. Wir wollen lieber davon schweigen.“

Und ohne ein weiteres Wort entfernte er sich und ging ins Haus.

Leo kam zu Miliane, die zerstreut und stiller war als vorher.

„Wollen wir jetzt den Tag unserer Hochzeit feststellen, Miliane?“ frug Leo, dann reise ich nächste Woche nach dem Kasinoball nach Italien, um eine Villa zu mieten, und bei meiner Rückkehr, — ich werde etwa zehn Tage ausbleiben — ist der August bald zu Ende; dann endlich, anfangs September —, o Miliane, wären wir doch nur schon so weit!“

„Ich verlange auch sehr danach; das Hin- und Herziehen von der Stadt nach Schönburg und umgekehrt ermüdet mich so, dann werden wir wenigstens Ruhe haben!“

„Und Glück! Dann wirst Du endlich ganz mein sein, Miliane! Welche herrlichen Tage werden wir an den Ufern des Komerssees erleben, allein mit unserer Liebe! Verheiratet! Lieben wird dann unsere erste Pflicht, unser höchstes Gesetz sein. Ich werde Dich lieben müssen, ich darf Dich nicht verlassen, o Miliane! Welch schwere Ketten! Hilf Du sie mir tragen?“

Er hielt ihre Hand fest umschlossen und sah sie mit seinen treuen, schönen Augen an, aber sie schlug die ihrigen nieder, die Undankbare! Das Glück lag

zu ihren Füßen, sie verschmähte es und suchte es in der Luft, wo es unbestimmt und ungreifbar schwebte.

„Ich bin nicht poetisch gestimmt,“ sagte sie, „ich kann Dir nicht auf Deinem Fluge in die Wolken folgen, aber das weiß ich: die Ketten bestehen nicht aus lauter Rosen, und selbst Rosen können schwer werden. . . .“

„Nicht, wenn wir sie gemeinsam tragen, frohen, leichten Herzens, wenn wir die Dornen hinnehmen, weil sie von den Rosen unzertrennlich sind. Wir werden vereint sein, Miliane, in Reichtum und Armut, in Krankheit und Gesundheit, in Wohl und Wehe, in Leben und Tod! Doch ich kann mir keinen Schmerz denken, wenn Du mir zur Seite stehst. Dich verlieren, das ist das Einzige, was mich erschreckt. O, die zehn Tage, wären sie nur schon vorbei!“

Und wie ein Blitzstrahl zuckte es durch Milianens Seele: Wenn der andere so zu mir spräche, wenn meine Hand so in der seinen ruhte, wie würde mir zu Mute sein? Sie bebte vor dem Gedanken zurück wie beim Anblick eines gähnenden Abgrundes.

„Du fassst alles zu hoch auf!“ sagte sie mit mattem Lächeln.

„Und muß ich das nicht thun? Ist das Leben nicht hoch, ist die Ehe nicht erhaben? Glaubst Du, weil ich fröhlich bin und lachend in das sonnige Leben schaue, daß ich darum dem Ernst keinen Raum in meinen Gedanken gönne? Man braucht nicht sarkastisch zu sein, wie Erich, um tief zu fühlen!“

„Sprich nicht von ihm!“ sagte Miliane, „was hat er mit uns zu schaffen?“

„Ich meinte, daß Ihr Freundschaft geschlossen hättet; Ihr wart in so vertraulichem Gespräche.“

„Ich schenke niemandem mein Vertrauen, der es nicht verdient, Leo!“

„Nichts wird mir fortan zu viel sein, um dieses Geschenk zu erwerben,“ entgegnete er lachend, „warte nur am Komerssee!“

„Ja, laß uns zieh'n. Dahin, dahin. . . .“

„Und die Fortsetzung, Miliane?“

„Wenn wir nur mal da sind — heute thut mir der Kopf weh. Wir wollen heute Abend etwas früher nach Hause fahren, Leo!“

Sechzehntes Kapitel.

Der Kasinoball war in diesem Jahre sehr besucht und animiert. Frau Silberda mit ihrem friesischen Kopfsputz und ihrem schweren Brokatkleid zog die Aufmerksamkeit auf sich, sowohl auf ihre Person, als auf die Damen ihrer Begleitung, die Schwestern Wolsen und Gesine.

Letztere war aber die einzige, die durch ihre Toilette glänzte, Nette war einfach wie immer, und Miliane trug ihr schwarzes Grenadinekleid vom vorigen Jahr und hatte allen bunten Farbenschmuck von Bändern, Blumen oder Juwelen verschmäht. Von der künftigen Frau von Alkeraede hatte man auch auf diesem Gebiete eine Musterleistung von Kunstsinne und Geschmack erwartet.

Leo hatte sich eine Bemerkung erlaubt, doch sie entschuldigte sich damit, daß sie zu lange gearbeitet habe, um Zeit für ihre Toilette zu erübrigen, und außerdem sei sie für ihre Stadtgenossen so gut genug.

Dem Ball ging ein Konzert voran. Leo saß mit seinen Damen an einem Tischchen und nahm fortwährend die Grüße seiner Bekannten entgegen.

Auch Silberda war im Garten und spazierte mit einigen Freunden auf und ab; an dem Tischchen vorbeikommend, woran auch seine Mutter saß, grüßte er eben, doch trat er an die Damen erst nach der dritten oder vierten Pause heran. Er wechselte ein paar unbedeutende Worte mit seiner Mama, nahm aber den Stuhl nicht an, den Leo ihm anbot, und sprach kein Wort zu den anderen Damen, auch nicht zu Miliane.

Er war noch stiller und verschlossener, aber weniger spöttisch als sonst, und entfernte sich nach einigen Minuten.

„Erich scheint bessere Gesellschaft gefunden zu haben als die unefrige,“ sagte Leo; „er wird doch nicht mehr lange davon profitieren können, er will ja schon vor Sonntag fort!“

„Ja, sein Urlaub ist zwar noch nicht zu Ende, aber er wollte einen Freund in Rotterdam besuchen.“

„Also bleibt er nicht zur Hochzeit da?“ fragte Nette.

„Ich habe ihn ersucht, als Zeuge zu fungieren, aber er sagt, daß er nicht kann.“

„Dann wird es wohl auch so sein.“

„Wir wollen es hoffen, Tante. Erich ist mein nächster Verwandter, und eine Bitte, wie die meinige, verweigert man nur im höchsten Notfalle.“

„Das meine ich auch,“ bemerkte Gesine, „aber er wird seine Gründe schon haben, wenn er sie auch nicht offenbart.“

„Was weißt Du davon, Fräulein Raseweis?“ war die nicht sehr freundliche Zurechtweisung, die das Nichtchen von der Tante empfing.

Miliane sagte nichts, sie hatte Erich seit dem letzten Besuch auf Schönburg nicht mehr gesprochen; er hatte sich gar nicht mehr blicken lassen.

Der Ball nahm seinen Anfang; Leo und Miliane machten den ersten Tanz und erst beim fünften frug Silberda gleichgültig, ob sie ihm auch die Ehre gönne.

Schweigend legte Miliane ihren Arm in den seinen.

„Mit wie großer Freude erkenne ich dieses Kleid wieder,“ sagte er plötzlich.

„Achten Sie denn auf solche Kleinigkeiten?“

„Meinen Sie, daß etwas, was mit Ihrem Erscheinen in Maastricht und später auf dem Dampfschiff in Verbindung stand, für mich unbedeutend war?“

„Je ne mérite ni cet excès d'honneur . . .“

„Ni cette indignité!“ ergänzte er. Es thut mir leid, daß Sie es so bezeichnen; aber vielleicht haben Sie recht und jedenfalls das Recht dazu.“

Miliane wurde plötzlich kalt wie Eis, ihr Arm zitterte in dem feinen wie eine vom Winde bewegte Blumenstaude.

„Ich habe es nicht gesagt,“ flüsterte sie.

„Aber gedacht, das kommt auf eins heraus! O, warum haben Sie damals so streng Ihr Inkognito bewahrt. Alles wäre dann vielleicht ganz anders geworden!“

„Ich bin zufrieden,“ sagte sie mit erstickter Stimme.

„Oder Sie bilden sich ein, es zu sein. Nun, möge die Illusion noch lange vorbehalten! Ich reise bald ab! Leo hat mich gebeten, Zeuge bei seiner Heirat zu sein; ich habe es ihm abgeschlagen, ich kann es nicht. Er wird vielleicht eine verletzende Absichtlichkeit darin sehen. Aber glauben Sie mir, dem ist nicht so; ich wünsche Ihnen alles Glück und auch ihm!“

„Daran zweifle ich nicht!“

„Er wohl! Er scheint dadurch verletzt zu sein. Es ist mir zwar gleichgiltig, was er von mir denkt. Er hält mich für sehr eifersüchtig und neidisch, weil ich durch ihn die Erbschaft seines Vaters verloren habe. Es ist lächerlich! Ich hätte vielleicht einen anderen Gebrauch von seinem Reichthum und seinen Gütern gemacht und mehr in der Welt bedeutet, aber ihn beneiden, das ist mir zu gering. Bis vor kurzer Zeit habe ich ihm von Herzen seine Schätze gegönnt, wofür er alles erringen konnte, selbst Ihre Hand!“

„Aber rechnen Sie seine Persönlichkeit denn gar nicht mit?“

„Die ist höchst liebenswürdig, ich will es gern gestehen, und unter Ihrer Leitung ist er zu vielem Guten im stande, darum hege ich auch die besten Wünsche für Ihr beiderseitiges Glück, — aber ich glaube nicht daran und sage es offen heraus. Sie sind zu verständlich, um mir deshalb zu zürnen.“

Miliane und Erich tanzten ein paar mal herum, dann setzten sie ihren Spaziergang schweigend fort.

„Ich reise bald ab“, begann er wieder, „Freitag oder Samstag, und wenn ich zurückkomme, sind Sie meine Cousine, Fräulein Wolson!“

„Sie werden uns stets willkommen sein, Herr Silberda! Unser Haus steht Ihnen immer offen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte, aber ich werde keinen Gebrauch davon machen, um meiner selbst willen. Der Abschied, den ich von Ihnen nehme, wird für immer sein. Vielleicht bin ich über einen Monat schon in Amerika.“

„Und Ihre Mutter denn?“

„Mama zieht sich nach Amsterdam zurück und wird mich nicht entbehren. Seien Sie glücklich, ich wünsche es Ihnen nochmals, im Leben, das Sie sich selbst gewählt haben: ich will und kann es aber nicht mit ansehen, Miliane!“

Wie wohlklingend sprach er ihren Namen aus! So hatte sie ihn nie gehört.

„Erlauben Sie, daß ich Sie zum ersten und letzten Mal so nenne, Miliane!“ flüsterte er; „es ist ein Fest für die Lippen, den Namen auszusprechen. Glücklicher Leo!“

„Bringen Sie mich auf meinen Platz zurück, Herr Silberda!“ sagte sie erregt.

„Nicht bevor dieser Tanz zu Ende gespielt ist; dieses Recht gönne ich mir noch, und dann ist alles aus für immer!“

Er führte sie in wirbelnder Fahrt mit sich fort, daß sie ihren Kopf schwindelnd an seine Brust lehnen mußte.

„O, Miliane! so durch das Leben schweben, ohne Furcht je scheiden zu müssen, ohne nach Reichtum oder sonst etwas zu fragen — —“

Er neigte sich über sie und seine Lippen berührten flüchtig ihre duftigen Locken, aber feurig und innig, als wenn sie ein Zeichen darauf zurücklassen wollten.

„Lassen Sie mich los, ich kann nicht mehr!“ flüsterte sie, und wenn seine Hand sie nicht gestützt hätte, wäre sie zu Boden gefallen.

Sie standen still; sie bleich wie eine geknickte Lilie und auf seine Linke gestützt; Tänzer kamen heran, auch Leo, der Gesine ohne weiteres stehen ließ und zu seiner Braut eilte.

„Du hast zu wild getanzt,“ sagte er verweisend zu Silberda, „ich habe wohl gesehen, wie ungestüm Du dahin fuhrest. Ueberall, wo es sich um mich handelt, glaubst Du keine Rücksicht nehmen zu brauchen.“

„Laß mich zufrieden und walte Deines Amtes! Ich habe hier nichts mehr zu schaffen,“ entgegnete er von oben herunter, überließ Miliane den Sorgen ihres Bräutigams und ihrer Schwester und entfernte sich in der Haltung eines beleidigten Prinzen von der Gruppe, die sich um die halb Ohnmächtige versammelt hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Zwei Tage nach dem Ball, als Leo sich vollkommen überzeugt hatte, daß Milianes Unwohlsein keine schlimmen Folgen haben würde, beschloß er, nach Italien zu gehen.

Tags vorher war er seinem Vetter mit ausgestreckter Hand entgegengekommen

„Verzeihe mir, Erich!“ sagte er, „daß ich Dir auf dem Ball einen so groben Vorwurf machte; aber es regte mich auf, Miliane in dem Zustande zu sehen.“

„Und darum mußte es irgend jemand büßen“, entgegnete Silberda, die dargebotene Hand zögernd hinnehmend, „ein anderes Mal, hoffe ich, davon verschont zu bleiben. Willst Du mit Deiner Verliebtheit groß thun, meinethwegen, aber laß mich nächstens gefälligst dabei aus dem Spiel!“

Leo blickte einen Augenblick zornig auf, dann zuckte er die Achseln und ging seiner Wege; Silberda ließ sich an dem Tage und dem folgenden nicht mehr sehen.

Es war ein regnerischer Morgen, als Leo alle Räume von Caprice nochmals wie zum Abschied durchmusterte, ehe er sich zur Stadt fahren ließ. Nach einem tüchtigen Schauer schien die Sonne mit doppelter Kraft und ließ all die Herrlichkeiten in vollem Lichte und glänzender Farbenpracht hervortreten.

Leo ging von einem Saal zum anderen und freute sich, daß alles so schön und trefflich gelungen war, und bei dem Gedanken, daß in einigen Wochen Miliane hier als Herrscherin thronen würde, klopfte sein Herz vor erhöhter Freude.

Ein herrlicher Duft von Grün und Blumen drang durch die offenen Fenster; der Park sah frisch aus mit seinem feuchten Grase und den tropfenden Blumen, worüber die Sonne ihr goldenes Füllhorn ergoß. Sein Gemüt war übergelb und seine Seele erhob sich in einem Dankgebet zu Ihm, der alles, aber besonders sein Leben so hell und schön gemacht hatte; das war der vorherrschende Gedanke, der ihn stets erfüllte.

„Mein Gott! Man nennt die Welt ein Thränenthal, aber ich habe nie einen Schmerz, nie eine Enttäuschung gekannt. Alles erfreut mich, alles stimmt mich zum Frohsinn. Warum bin ich so bevorzugt? Bin ich eine Ausnahme von meinen Mitbrüdern? Werde ich auch einmal meinen Teil der unvermeidlichen Schmerzen und Sorgen dieser Erde tragen müssen, oder gehöre ich zu denen, die Dir dienen im Sonnenschein und nicht im Schatten der Nacht? O! gib mir die Kraft, stark zu bleiben; lasse mich in der Finsternis Dich loben, wie ich Dich preise im Tageslicht!“

Plötzlich schauderte er zusammen; eine Wolke verdeckte die Sonne und der Park sah düster und wie verweint aus.

„Sie entbehren, meine Miliane! Würde ich das je verschmerzen?“ fragte er sich selbst.

Aber die Sonne erschien wieder und Leo schüttelte seine Locken, und lächelnd verließ er sein geliebtes Caprice, das fröhliche Sonntagskind, nur an den

Augenblick denkend, wo er mit seiner Braut hier seinen Einzug halten würde.

Noch nahm er Abschied von seinem Lieblingspferd, von Rix, seinem schönen Hund, und dann begab er sich zu seiner Tante, ersuchte sie, ihrem Sohne, der noch unsichtbar war, seine Grüße zu überbringen, und während der Bediente Koffer und Plaid in den Wagen legte, sah er sich nach Gesine um.

Diese stand am Haupteingang, noch bleicher als gewöhnlich.

„Gute Reise, Better Leo,“ sagte sie tonlos.

„Ist das Dein einziger Abschiedsgruß?“ fragte er neckend, „bedenke, daß ich eine große Reise mache in ein großes Land. Wer weiß, ob ich wohl zurückkomme?“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„D rede nicht so!“ bat sie flehend, „solche Dinge darf man selbst nicht scherzend sagen.“

„Nun gib mir einen Kuß! Das darf man wohl bei einer langen Abwesenheit. Ha, welche schöne Nelke hast Du da; gib sie mir als Talisman in's Knopfloch!“

„Was hast Du an meinen Blumen?“ Trage die von Miliane!“ sagte Gesine; aber Leo that, als wenn er es nicht hörte; er steckte die Nelke zu sich, drückte einen Kuß auf Gesinens bleiche Wangen und sprang fröhlich, ein Bild des Glückes und der Lebenslust, die Treppen hinunter und in den Wagen.

Sein lachendes Gesicht erschien noch einmal am Fenster und seine Hand winkte dem alten Haus und seinen Bewohnern einen Abschiedsgruß zu. Die Grauschimmel setzten sich in Bewegung, und so verließ Leo das Erbe seiner Väter, fröhlich, voller Hoffnung, ohne Angst und Sorge wegen der Zukunft.

Gerade wurde es wieder dunkel und es floß der Regen in Strömen nieder.

Gesine drückte die Hände an die Augen und zog sich in ihr Zimmerchen zurück, während ihre Tante noch

am Frühstück saß und darüber nachdachte, wo das Kind doch bleiben möchte.

In der Stadt hielt der Wagen vor der Wohnung der Damen Wolson; beide Schwestern waren zu Hause, als Leo eintrat; er hatte nur noch eine Stunde Zeit, um von seiner Verlobten Abschied zu nehmen.

Nette ging in die Küche und ließ das junge Paar allein.

„Miliane“, sagte Leo, „ich habe meine Sachen in's reine gebracht. Alles ist möglich in der Welt. Wenn ich nicht zurückkommen sollte“, fügte er hinzu mit dem selbstbewußten Lächeln eines jungen, kräftigen Mannes, der sich selbst einstweilen für unsterblich hält, „so ist mein Testament fertig. Alles, worüber ich, ohne unbillig gegen Erich zu sein, verfügen kann, ist Dir vermacht.“

„O, Leo, rede nicht so, Du bist zu gut, viel zu gut! Ich werde es Dir nie lohnen können“, schluchzte Miliane plötzlich.

„Rege Dich nicht auf, mein Liebling, oder Du machst auch mich weich. Da kommen mir die Thränen schon in die Augen. Wie kindisch! Zehn Tage vergehen wie nichts und dann trennen wir uns nimmermehr!“

Aber Miliane lehnte sich an Leo's Brust und weinte; früher vergoß sie nicht leicht Thränen, in den letzten Tagen aber wenn sie nur einen Augenblick allein war, fühlte sie sich namenlos unglücklich und fand nur im Weinen einige Erleichterung.

„Ich bin undankbar, sehr undankbar!“ flüsterte sie, „ich werde Dich nie genug lieben!“

„Du liebst mich zu sehr, das beweisen diese Thränen. Komm', sei ruhig, vergiß diese kurzen Tage und denke an das lange Leben voll Glück, daß unser wartet. Wo ist Nette, meine gute Schwester? Außer meinem lieben, teuren Weibchen bekomme ich noch eine so ausgezeichnete Schwester, wie Annette, ich, der ich nie Brüder oder Schwestern hatte. Sorge gut für

mein Bräutchen, Nette! Deiner Sorge ist sie wohl anvertraut!“

Lange und innig hielt er Miliane umfaßt, dann nahm er herzlich von Nette Abschied.

„Auf baldiges Wiedersehen; sorge, daß Dein Brautkleid in Ordnung ist; für die Blumen werde ich sorgen. O ja, daß ich es nicht vergesse, übermorgen erwartet Tante Euch beide auf Schönburg; sie hätte Euch lieber morgen schon da gesehen, aber weil ich glaube, daß Du Erich lieber nicht begegnest, habe ich sie ersucht, mit der Einladung noch einen Tag zu warten; er geht, glaube ich, morgen Mittag fort. Adieu Miliane, mein Leben, meine Lust! Gott segne Dich und vereine uns bald, um uns nicht mehr zu scheiden!“

Eine letzte Umarmung, ein letzter Händedruck mit Nette getauscht, und er war verschwunden; man hörte den Wagen davon rollen.

Nette räumte den Tisch ab; Miliane trocknete ihre Thränen, um sie gleich in der Einsamkeit ihres Ateliers um so reichlicher strömen zu lassen, und Gesinens Nelke, die Leo Glück bringen mußte, lag weß und zertreten auf dem Boden, von wo Lenchens Besen sie am folgenden Tage zum Auskehricht befördern sollte.

Achtzehntes Kapitel.

Nette merkte wohl, daß ihre Schwester noch anderen Kummer hatte als über die Abreise ihres Bräutigams, aber sie war nicht gewohnt, vertrauliche Bekenntnisse hervorzulocken und that daher, als wenn sie Milianes Lustlosigkeit und rotgeweinte Augen ganz natürlich fand.

„Wie schmerzen mich meine Augen“, sagte diese am Abend selbst, „ich habe heute den ganzen Tag geweint. Es ist ein Unglück, wenn einmal meine Thränen zu fließen beginnen, kann ich sie nicht mehr zurückhalten.“

„Nimm ein Gläschen Wein, das wird Dir gut thun!“ rief Nette und schenkte ihr ein.

Miliane blieb den ganzen Abend mit den Händen als Schirm vor den Augen sitzen, denn das Licht that ihr weh, und sie sprach nur dann und wann ein Wort.

„Es ist nichts, was den Menschen so angreift als Verdruß!“ sagte sie, sich erhebend, „ich gehe zu Bett; vielleicht wird mich der Schlaf erquicken; ich habe all meine Thränen vergossen, sonst begänne ich wieder von neuem.“

Sie wollte sich entfernen, an der Thüre aber sagte sie: „Nette, sei so gut und schreibe der Tante, daß wir nicht nach Schönburg kommen, ich bin nicht dazu aufgelegt.“

Miliane schlief gut und stand am anderen Morgen erfrischt auf; sie besah sich im Spiegel, ihr Gesicht trug noch die Spuren des thränenvollen gestrigen Tages und war ein wenig blaß, aber ein fester Entschluß stand in ihren Zügen zu lesen.

„Er ist vorbei, der kurze Traum! Es muß ein Traum bleiben, es kann nicht anders sein!“ sagte sie, und niederknieend betete sie so aufrichtig, als sie es vermochte, daß Gott sie stärken möchte, um den einmal aus freiem Willen gewählten Weg mutig zu wandeln.

„Er wird heute abreisen“, dachte sie, „ich sehe ihn nie mehr, und nach Schönburg gehe ich nicht, so lange Leo fortbleibt. Heute will ich den ganzen Tag arbeiten.“

Mit den besten Vorsätzen erschien sie also im Wohnzimmer. Nette war nicht zu Hause; auf dem Frühstückstisch lagen ein Paar Briefe und ein Telegramm von Leo aus Paris, wo er diesen Morgen angekommen war. Gleichgiltig musterte Miliane die Adressen, als ihr plötzlich eine Handschrift ins Auge fiel, die sie nur zu gut kannte, obschon sie dieselbe nur einmal gesehen hatte.

Ihr Herz klopfte ungestüm, als sie den Brief öffnete und darin weiter nichts fand als diese Worte:

„Ich bin Fräulein Wolson eine Erklärung schuldig über mein unverzeihliches Betragen an dem bewußten

Abend. Ich glaube, meine Ehre gebietet, es wieder bei ihr gut zu machen. Wenn sie verhindert sein sollte, nach Schönburg zu kommen, so möge sie mir gefälligst mitteilen, zu welcher Stunde sie mich noch heute in ihrem Hause empfangen kann.

Keine Antwort wird für mich ein Zeichen sein, daß ich sie in Schönburg erwarten darf.

Hochachtend

E. Silberda."

Die mit großer Mühe erlangte Ruhe schwand beim Lesen dieser Zeilen wieder.

„Er ist nicht abgereist, er will mit mir reden. Was hat er mir zu sagen? Wenn ich nicht komme, würde er es sonderbar launisch finden. Wenn ich ihn hier empfangen, wird Nette, die noch nichts ahnt, Verdacht schöpfen.“

Eine geheime Stimme, die des Gewissens, flüsterte ihr zu, daß der Brief keine Antwort verdiene und daß sie auch nicht nach Schönburg gehen müsse, daß Erich eine so geringschätzende Behandlung wohl verdient habe, daß sie sich in Gefahr und Versuchung begeben, wenn sie nochmals seinen Worten Gehör verleihe; aber ihn nicht mehr sehen, vielleicht nie mehr, das war ihr ein unerträglicher, folternder Gedanke.

Sie war fest entschlossen, in keinem Falle sich etwas gegen Leo zu Schulden kommen zu lassen, sie wollte Silberda das Unpassende seiner Handlungsweise vor Augen führen, ihm mit der ganzen Kraft des beleidigten Weibes erklären, daß sie nicht so leicht zu versöhnen sei . . . sie mußte selbst über die schönen Vorsätze lächeln; wenn sie wieder vor Erich stand, das wußte sie ja, würde sie sich klein, schwach und nichtig fühlen.

„Nein“, sagte sie aufstehend, „wenn Nette den Brief abgeschickt hat, so soll es mir ein Zeichen sein, daß ich nicht gehen muß. Ich antworte nichts und er mag abreisen. Es ist besser so.“

Nette kam nach Hause.

„Ist der Brief an Tante weg?“ war Milianens erste Frage.

„Noch nicht; ich meinte, es wäre heute noch Zeit genug dazu.“

Die Wahrheit war eigentlich, daß Nette Erich alle Zeit lassen wollte, abzureisen, ehe der Besuch abgemeldet war; sie fürchtete mit Recht, daß er nicht abgereist sei und hoffte, ihn dadurch, daß sie ihm im letzten Augenblick eine Enttäuschung bereitere, zu einer beschleunigten Abreise zu zwingen.

„Nun, so werde ich ihr schreiben“, sagte Miliane und der Brief wurde geschrieben.

Abends aber erhielt Nette die Mitteilung: „Wir wollen doch lieber hingehen!“

„Möge es Dich nicht gereuen, Miliane!“ sagte die ältere Schwester ernst.

Die jüngere Schwester wurde feuerrot. „Was meinst Du damit?“ frug sie verwirrt.

„Nichts mehr oder nichts weniger, als was ich sage“, erwiderte Nette.

„Ich verstehe Dich nicht; warum sollte ich nicht thun, was Leo gerne wünschte?“

Nette sagte nichts mehr, und Miliane frug nicht weiter, aber sie begann einzusehen, daß ihre Schwester lange nicht so arglos war, als sie gemeint hatte.

Sie gingen also nach Schönburg, wo Frau Silverda sie zum Mittagsmahl erwartete. Gesine saß still und fleißig wie immer in der Fensternische mit ihrer Arbeit beschäftigt. Silverda war nicht da und Nette seufzte schon erleichtert auf; aber Miliane wußte es besser.

„Mein Sohn ist noch nicht abgereist“, sagte die alte Dame; „es kostet ihn viel, sich von Schönburg zu trennen, vielleicht auf immer.“

„Ich sehe nicht ein, warum das so sein muß“, sagte Nette trocken.

„Er sagt es doch. O! er hängt so sehr daran, und kein Wunder! Von Kind an ist er dagewesen, aber jetzt werden wir wohl fort müssen!“

Miliane sagte nichts und schien ganz in der Betrachtung der Figuren auf ihrem Porzellanteller verloren; da öffnete sich die Thüre und Nette sah zu ihrem Schrecken, daß Milianen's Wangen glühten und daß ihre Hand vor Erregung zitterte.

„Gott steh uns bei! Was wird das Ende sein?“ dachte sie für sich.

Silverda grüßte die Damen flüchtig und nahm zwischen seiner Mutter und Nette Platz.

Gesine servierte den Kaffee gerade wie das erste Mal, als sie hier waren, aber Nette fand es still und ungemütlich, nun Leo's fröhliche Stimme und helles Lachen sich nicht vernehmen ließen und seine lebenslustigen Augen ihr Licht nicht mehr über alles verbreiteten.

Silverda stützte den Kopf mit der Hand und aß nicht.

„Bist Du nicht wohl?“ frug seine Mutter besorgt.

„Kopfschmerz!“ gab er kurz zur Antwort.

„Gesine, wo ist mein Flacon? Etwas Eau de Cologne wird Dir gut thun. Oder willst Du lieber einen Zwieback?“

„Nein, ich habe nur Ruhe nötig.“

Miliane sah Silverda nicht an; sie frug, ob Gesine noch viel musiziere.

„Nein, ich habe in den letzten Tagen nicht gespielt“, gab sie zur Antwort.

„Wenn der Orgeldreher nicht da ist, schweigt die Orgel natürlich“, spöttelte Silverda.

„Besser, die besten Zwiebeln werden wässerig, wenn sie lange liegen, und die geistreichsten Witze fade, wenn man sie wiederholt“, sagte Gesine.

„Hat man je so etwas gehört!“ rief die Tante, „wie frech das Kind wird!“

Der Better verzog seinen Mund zu einem süßsauren Lächeln.

„Gesine hat auch keinen Orgeldreher nötig“, sagte Miliane, „sie belebt im Gegentheil durch ihr Talent die stummen Möbel.“

„Dann kann sie auf Caprice gewiß nicht entbehrt werden! Mama, Du darfst sie nicht mitnehmen!“

„Leo hat sie ganz verdorben mit seinen Faren, man kann gar nicht mehr mit ihr fertig werden. Sie wäre im Stande, im Falle eines Zerwürfnisses zwischen uns und ihm sich ganz auf seine Seite zu schlagen, obgleich er gar nicht mit ihr verwandt ist.“

„Um so mehr Grund für sie, ihm mit ihrer mächtigen Hülfe beizustehen!“ spöttelte Silberda weiter.

„Gewiß, wenn das Recht auf seiner Seite ist!“ sagte das Mädchen stolz.

„Und welcher Advokat hätte das zu entscheiden?“

„Du gewiß nicht, Vetter! Nur ein Unparteiischer darf Recht sprechen.“

„Wie Du die Gesetze kennst, kleiner Advokat! Aber mein Kopf steht jetzt nicht danach, mich zu zanken, selbst nicht mit meiner lieben Cousine.“

Frau Silberda frug Nette, ob sie es hier nicht gemüthlich erfinde, als in dem gotischen Saale von Caprice.

„Es ist, als wenn wir da immer Komödie spielen“, fügte sie hinzu.

Nette erwiderte, daß es hier mehr sich eigne für den täglichen Gebrauch, der andere Saal sei etwas für — für — „Für mittelalterliche Diners!“ unterbrach sie Silberda. „Ich habe davon gehört, daß dort eine echt gotische Mahlzeit abgehalten werden soll; es werden dann Torten aufgetragen, woraus Zwerge kriechen, und Pfauen mit ausgebreitetem Schweif; dann werden abwechselnd auch römische, griechische und selbst maurische Soupers und Dejeuners stattfinden, Leo hat schon verschiedene Spezialitäten zu Rate gezogen, und er wird in Como ein besonderes Studium davon machen.“

„Das ist nichts für mich“, erklärte Frau Silberda, die alles ernst nahm, „ich lobe mir über alles die echt holländische Bürgerküche.“

„Später bekommen wir dann noch indische Reistafel; und dann kommen die Samojeden und Lapp-

länder an die Reihe. Ich habe mich schon angeboten, ein paar Renntiere zu schießen im ewigen Eis.“

„Das wäre doch zu gefährlich, Erich!“

„Für so ein erhabenes Spiel trozt man allen Gefahren, und an mir ist ja doch nichts verloren!“

„Besser Erich trozt wohl anderen Gefahren für weniger erhabene Ziele“, sagte Gesine spitz, mit ihren stahlharten hellen Augen Silberda scharf ansehend.

Er zerkrümmelte sein Brot und achtete nicht auf ihre Worte; dann stand er auf und schritt das Zimmer auf und ab.

„Pfui!“ dachte Nette, „wie abscheulich und langweilig ist es hier, wenn Leo nicht da ist!“

Miliane nahm gar keinen Teil an der Unterhaltung.

„Wie bist Du so still heute“, sagte die Tante, „man merkt wohl, daß Dein Liebster nicht da ist.“

Gerade in diesem Moment sah Silberda sie an, sie errötete tief und schlug die Augen nieder; er kehrte sich um und verließ das Zimmer.

Gesines Lippen wurden so bleich wie ihre Wangen und zogen sich zu einem bitteren, verächtlichen Lächeln zusammen.

„Es ist schrecklich schwül; ich glaube, wir werden ein Gewitter bekommen“, meinte Frau Silberda.

„Ich glaube es auch“, riefen Nette und Gesine wie aus einem Munde.

„Wenn die Damen im kühlen Park spazieren wollen, so will ich so frei sein, ein wenig in den Zeitungen zu blättern. Unsere lieben Gäste müssen sich dann nur mit Deiner Gesellschaft begnügen, Gesine, denn Erich ist nicht wohl und wird sein Zimmer nicht verlassen.“

Miliane sagte, daß sie nach Caprice gehen wolle, wo sie etwas für ihre Arbeit auszumessen habe. Gesine holte die Hüte und so verließen sie das Haus. Nette ging mit Gesine Arm in Arm.

Neunzehntes Kapitel.

„Wenn ich an der Stelle Ihrer Schwester wäre“, sagte Gesine zu Netze, während Miliane mit Rix, Leo's großem Hund, vorausspazierte, „könnte ich nicht dulden, daß in meinem künftigen Hause in einem Ton gesprochen würde, wie da eben am Tisch.“

„Milianens Stellung ist sehr delikat“, bemerkte Netze entschuldigend, „sie ist hier noch nichts. Ihre Tante hat ältere Rechte.“

„Meine Tante, das mag sein! Aber er, was hat er hier zu sagen? Nichts! Er belohnt die Gastfreiheit seines Betters mit schwarzem Undank. Es ist eine Schande, ich kann es nicht länger ansehen. Ich bin eine Friesin, Fräulein Annette, und seine Niederträchtigkeit empört mich mehr als ich sagen kann.“

„Sie sind nicht familienkrank“, sagte Netze mit erzwungenem Lächeln. „Ihr Better scheint wenigstens nicht in Ihrer Gunst zu stehen.“

„Ich hasse ihn!“ erklärte das Mädchen mit funkelnden Augen und zuckenden Lippen.

„O pfui, welch ein Wort im Munde eines jungen Mädchens! Ihr Better ist wohl ein wenig bissig und spottlustig, aber Sie beurteilen ihn doch zu hart und zu scharf!“

„Das wollen wir abwarten! Kennen Sie das Bild in Leos Zimmer? Der Engel des Lichtes und der Dämon der Finsternis? Daran erinnern mich die beiden: Leo, die Güte und Unschuld in eigener Person und der andere . . . es ist zum schaudern, die beiden neben einander! Ich wollte, er wäre schon abgereist. Ohne ihn ist Schönburg ein Paradies!“

„Ich kann auch nicht sagen“, gab Netze zu, „daß ich ihn gerne in meiner Nähe sehe, aber sehen Sie, vor der Hochzeit hat meine Schwester hier nichts zu sagen.“

„Und wie wird es später sein?“

„Ich zweifle nicht daran, daß meine Schwester ganz in Uebereinstimmung mit ihrem Manne handeln wird.“

Miliane, die plötzlich stehen blieb und an Nette eine Frage richtete, unterbrach hier das Gespräch.

Es war herrlich in dem tiefen Schatten; die Bäume säuselten friedlich und still und ließen durch ihr dichtes Gezweig die Strahlenbündel hindurch, die auf dem weichen Moos, das den Boden bedeckte, goldene Kreise und Ellipsen beschrieb; die Damen schritten durch eine kleine Allee, die zu einer offenen Rotunde führte, worin noch sieben andere Wege zusammenfloßen.

Eine Bank stand da unter einer hohen, breiten Tanne; Nette, die nicht gerne viel ging, ließ sich darauf nieder, Gesine suchte Champignons und Rix lief in eine der Sternalleen.

Miliane rief ihn, aber vergebens.

„Ich glaube, daß er geradeaus zum Park hinauslaufen wird“, sagte Gesine, „wir sind in den Hundstagen, und er trägt keinen Maulkorb.“

Miliane folgte dem Hund, der vor ihr hersprang und spielte, aber jedes Mal, wenn sie näher kam, wieder davon lief. Plötzlich verschwand er in einem Seitenpfad, der direkt zu dem Pavillon am Wasser führte.

Ein lautes Bellen schien anzudeuten, daß er etwas besonderes gefunden habe: Miliane wurde plötzlich kalt wie Eis, denn sie stand Erich Silberda gegenüber.

Er nahm seinen Strohhut ab und grüßte ehrerbietig.

„Der Zufall ist mir günstiger als ich zu hoffen wagte“, sagte er, „wie konnte ich ahnen, daß ich Ihnen hier begegnen würde. Werde ich das Glück haben, mit Ihnen ein paar Minuten im Pavillon zu reden?“

„Mein Herr!“ entgegnete Miliane so ruhig wie möglich, „ich wüßte nicht, was Sie mir zu sagen haben könnten. Ich halte es für überflüssig, Ihnen diese Zusammenkunft zu gewähren.“

„Dann wären Sie heute nicht hierher gekommen, wenn Sie das meinten. Ihr Erscheinen in Schönburg nach meinem Briefe ist ein Zeichen, daß Sie eine Erklärung von mir erwarten.“

Miliane fühlte wieder das niederdrückende Bewußtsein, ganz von Silberda's starkem Willen abhängig zu sein; sie hatte sich seinem Einfluß nicht entzogen, als es noch Zeit war, nun ließ er sie mehr und mehr sein Uebergewicht empfinden.

Die Stelle, wo sie standen, war eine sonnige Wiese; bei der Glühhitze war kein Gedanke daran, hier ein Gespräch zu führen; sie mußten also entweder zu dem Pavillon gehen oder in den Wald zurückkehren, da konnten sie aber leicht den beiden anderen begegnen, und das wollte Miliane um keinen Preis.

„Nun, so mag es sein“, sagte sie, aber so kurz wie möglich!“

Er ließ sie vorangehen in den Pavillon, der nach allen Seiten hin offen war, obschon Salouzien die Sonnenstrahlen abhielten; nach der Wasserseite war eine mit Blumen verzierte Terrasse darangebaut.

Erich schien zu erwarten, daß Miliane sich setzen würde, doch sie blieb stehen, und sah ihn erwartungsvoll an.

„Mein Betragen an jenem Abend war unverzeihlich“, so begann er, „ich habe mich vergangen gegen Sie und — gegen ihn, ich habe nur eine Entschuldigung, die aber bei Ihnen nicht gelten wird. Doch muß ich es Ihnen sagen, mag daraus werden, was da will. Miliane, ich habe Sie lieb!“

Sie blieb mit gesenkten Augen am Tische stehen, ihr Herz klopfte zum Zerpringen, ihr Puls jagte und ihre Zunge schien wie gelähmt. War es Freude, die ihr Herz erfüllte, oder unsäglicher Jammer? Sie wußte es nicht.

„Ich weiß es, ich entsage all' meinen Pflichten, all' meinen Prinzipien, dadurch, daß ich es Ihnen sage. Aber einmal, einmal mußte es sein! O Miliane, sehen Sie mich an! Sagen Sie mir nur Ein Wort, sagen Sie mir, daß Sie mich nicht verachten!“

Er nahm ihre kalten Hände in die seinen, und sie ließ ihn gewähren, als wenn sie eine Nachtwandlerin gewesen.

„Werden Sie fortan ohne Zorn und Bitterkeit an mich denken, Miliane?“ frug er in einem Ton, so zärtlich, so melodios, wie sie ihn noch nie von einer menschlichen Stimme gehört hatte, und, wie durch eine unwiderstehliche Macht gezwungen, schlug sie die Augen zu ihm auf.

Die lebendigen Augen, die alles sagten, was in ihrer Seele vorging, und worin Erich nun deutlich lesen konnte, was er schon lange wußte.

„Miliane!“ rief er fast jauchzend, „täusche ich mich? So hast Du Leo nie angesehen. Miliane, darf ich Dir alles sagen? Willst Du mich anhören bis zum Ende? Und dann — und dann — Es ist noch nicht zu spät, alles kann vielleicht noch anders werden!“

Sie sank auf die Bank nieder und entzog ihm ihre Hand.

„Gehen Sie!“ flüsterte sie, „gehen Sie, und sagen Sie nichts weiter. Es ist besser für Sie und auch für mich!“

„Besser? Warum besser? Nein, nach diesem Blick lasse ich Dich nicht mehr von mir gehen, nein, Miliane, nein! Nun sollst Du alles wissen, was ich vor Dir verborgen habe, und dann magst Du entscheiden. Vom ersten Augenblick an, als ich Dich sah und Deine Stimme hörte, ist Dein Bild mir nicht mehr aus dem Sinn gekommen. O wie war es mir, als ich Dich wiederfand als seine Braut! Ich habe gegen mein Gefühl gekämpft, ich bin Dir ausgewichen, habe Dich unhöflich behandelt, aber leider, ich konnte nicht von Dir lassen, und mein Stolz, der nie mein inneres Gefühl verraten wollte, ist besiegt. Wäre es besser gewesen, wenn ich abgereist wäre, ohne Dich noch einmal zu sehen, noch einmal mit Dir zu reden? Ich wollte Dich nicht suchen, ich überließ alles dem Zufall und nun finde ich Dich, und Deine Augen, Miliane, Deine himmlischen Augen verraten es mir, daß ich mich nicht

täuschte, daß Du den armen Literaten höher stellst als Deinen Verlobten, daß Du mich verstehst und mir verzeihst Ist es nicht so, Miliane? Leugne es nun, daß Du mich liebst, daß Du immer an mich gedacht hast, sowie ich Dich keinen Augenblick vergaß von jener ersten Stunde an, als Du noch nicht wußtest, daß ein Leo auf der Welt bestand . . .“

„Es kommt nicht darauf an“, sagte sie verwirrt, „was ich fühle; meine Pflicht ist klar. Es ist zu spät, ich muß mein Wort halten!“

„Mit einer anderen Liebe im Herzen Deinem Bräutigam den Eid der Treue schwören? Deine Schuld ihm und Dir selbst noch vergrößern? Doch ich vergaß es, Leo ist reich, Leo ist Herr von Schönburg und Caprice, und ich bin nichts, nichts! Wie kann meine Persönlichkeit all' jene Diamanten, die Deine Brust bedecken, aufwiegen?“

• Mit einer raschen Bewegung löste Miliane ihre Kette und warf sie von sich.

„Nein, das ist es nicht, darum nicht! Ich verachte jene goldenen Ketten, sie sind nicht einen Funken wahrer Liebe wert!“

„Du wählst also zwischen ihm und mir?“

„Nein, ich habe mein Wort gegeben; ich darf es nicht zurücknehmen!“

„Miliane, eine Verlobung ist weiter nichts als ein Versprechen zu näherer Bekanntschaft, eine Ehe ohne Liebe aber ist das schwerste Joch. Ja, wenn Du verheiratet wärest, dann wäre es eine andere Sache, wenn auch viele, von mir selbst abgesehen, auch darin nur eine leere Form erblicken.“

„Aber ich nicht! Für mich ist die Ehe heilig und unverletzlich. Selbst in Gedanken würde ich nicht dagegen sündigen, und nun ist mein größter Kummer, daß ich Leo schon halb untreu geworden bin.“

„Ich achte Dich nur um so mehr darum und doch, trotz Deiner erhabenen Ansichten hast Du in eine Verbindung ohne Liebe, nur aus Nebenabsichten geschlossen, gewilligt?“

„Ich wußte nicht, was Liebe war“, flüsterte sie fast unhörbar, „ich glaubte, Leo genug zu lieben, um ihn glücklich machen zu können.“

„Aber nun weißt Du es, Miliane, meine Miliane, und da ich Dich lieben lehrte, habe ich ein größeres Unrecht an Dich als er, der mit all seinem Reichthum, seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit dies Gefühl nicht in Dir wach zu rufen wußte. Damals hast Du Dich schwerer gegen Leo vergangen, als jetzt, und Du darfst die Schuld nicht vermehren, indem Du sie mit einem Eide besiegelst.“

„Gehen Sie, Silberda! — Grrich gehen Sie! Ich fühle es, es ist schlecht von mir, noch länger Ihren Worten zu lauschen. Sie spielen die Rolle der verführerischen Schlange, was Sie mir raten, ist schlecht.“

„Das würde es sein: schlecht, niedrig, gemein gegenüber Leo und Dir selbst, wenn ich Dich nicht liebte und von Dir geliebt würde. Denn, Miliane, ich reise gleich ab und werde nie mehr durch ein Wort oder durch eine Zeile verraten, was ich fühle, wenn Deine Lippen die Sprache Deine Augen Lügen strafen. Stellst Du ihn höher als mich, oder hast Du mich lieb, mehr als ihn?“

Er sah sie an mit seinem durchdringenden Blick den sie nicht zu ertragen vermochte; sie fand keine Antwort.

„Sage ja oder nein, Miliane! Von Deiner Antwort hängt das Schicksal dreier Menschen ab!“

Sie schwieg und stand da mit gesenktem Haupte wie eine Schuldige.

„Wohlان, dann weiß ich genug. Du fürchtest, das glänzende Loos zu verlieren, das er Dir bereiten will, Du fürchtest seine Verachtung, den Tadel der Menschen; er hat das Gold und die Diamanten, ich besitze nichts als meine und deine Liebe, als meinen männlichen Arm, den ich Dir zur Stütze bieten kann. Du hast uns gegeneinander abgewogen und ich ward zu leicht befunden. Du hast das Recht der freien Wahl, und ich unterwerfe mich Deinem Beschluß. Möge es Sie nimmer gereuen, Fräulein Wolson!“

Und er machte Miene, den Pavillon zu verlassen.

„Erich!“ rief sie plötzlich, wie außer sich.

„Miliane!“ und da lag sie in sprachloser Umarmung an seiner Brust. Seine Lippen berührten ihre Stirne, seine Arme hielten sie umfaßt. Einen Augenblick blieben sie so stehen wie der Welt vergessen, doch plötzlich machte sie sich los und das Angesicht mit den Händen bedeckend, eilte sie zu der Terrasse an der Wasserseite.

„O Gott! wozu bin ich denn gekommen“, schluchzte sie, „was habe ich gethan?“

Er stand neben ihr, den Arm um sie geschlungen.

„Nun lasse ich Dich nicht mehr, Miliane, Du bist mein, kein Kampf, um Dich zu gewinnen, soll mir zu schwer sein. Nun darfst Du Leos Frau nicht mehr werden, Du bist jetzt meine Verlobte, meine Braut!“

„Ich kann nicht, ich darf nicht!“

„Du mußt die Bande zerreißen, die nur in Schein bestanden; Du mußt absehen von einer Verbindung, die Dich, die Künstlerin, moralisch erniedrigte, Du mußt dem Impuls Deiner Liebe folgen. Heuchelei ist nicht mehr möglich. Wir können nicht mehr scheiden, Miliane!“

Er schloß sie nochmals in seine Arme, sie ließ wie kampfesmäde den Kopf an seine Schulter sinken und hielt die Augen geschlossen.

„Du hast es so gewollt —“ flüsterte sie, „alle Verantwortung komme auf Dich nieder ich kann nicht anders.“

„Die Verantwortung werde ich tragen, Miliane. Was würde ich Deinetwegen nicht thun? Doch es muß eine rasche Entscheidung getroffen werden. Morgen früh reise ich ab nach England; folge Du mir einige Stunden später mit Deiner Schwester. Du weißt, schon den folgenden Tag können wir nach englischem Gesetz heiraten und später unsere Ehe in Holland bestätigen lassen. Unmittelbar setzen wir Leo davon in Kenntniß.“

„Und die Selbstvorwürfe, Erich, fürchtest Du sie nicht?“

„Miliane, wir wissen, daß wir recht handeln, und das ist uns genug.“

„Bist Du hier, Mi?“ frug eine wohlbekannte Stimme an der Thüre.

Wie vom Blitz getroffen, ließ Silberda Miliane los, mit erhitzten Wangen stand diese ihrer Schwester gegenüber.

„Ich wußte nicht, wo Du bleibst“, fuhr Nette fort und nahm, ohne scheinbar zu vermuten, daß ihre Gegenwart verwünscht wurde, auf der Ruhebank Platz, stellte das Körbchen auf den Tisch und begann zu stricken.

Silberda, der noch immer auf der Terrasse stand, kehrte sich um, nahm seinen Hut von einem der Stühle, machte eine steife Verbeugung vor Annette und sagte dann, indem er Miliane die Hand reichte:

„Es bleibt also bei unserer Aussprache, bis morgen!“

„Ich schreibe Ihnen noch näher“, war die halb-erstickte Antwort.

Dann verließ Erich beide Schwestern.

Nette war mit Gesine in den Garten von Caprice gekommen und hatte sich mit ihrer Arbeit in eine der Lauben niedergelassen, als das Mädchen plötzlich frug: „Sollte Ihre Schwester sich verirrt haben?“

„Kann man sich hier verirren?“

„Wer weiß? Ich fürchte, daß Rix fortgelaufen ist und nicht nach ihr hören will. Ich werde mal sehen.“

Und sie lief fort, ohne daß Nette von dem Argwohn des Mädchens das geringste ahnte.

Wenige Minuten später kam Gesine zurück. Zum ersten Male sah Nette ihren bleichen Teint mit Blut übergoßen: ihre Augen sprühten Funken, ihre kleinen Hände waren geballt.

„Wollen Sie wissen“, frug sie atemlos, „ob ich Grund habe, ihn zu hassen, so gehen Sie zum Pavillon und sehen Sie, wie er seinen Blutsverwandten, seinen Gastherrn verrät, wie er Schande bringt über das Haus, worin man ihn geduldet hat. Armer Leo! er ahnt nicht, wem sein Schatz, sein Juwel, den Vorzug gibt. Es schreit zum Himmel um Rache. Ich habe Ihrer Schwester nie getraut, das wissen Sie!“

Nette sprang auf, und ohne etwas zu antworten, schlug sie die Richtung zum Pavillon ein, Gesine blieb mit Rix zurück und schlang die Arme leidenschaftlich um den Hals des Tieres. „O Rix, Rix!“ sagte sie, „wir allein sind treue Freunde unseres Herrn. Wir allein meinen es gut mit ihm, nicht wahr, Rix? Sie sind Verräter, sie gehören zusammen. Doch das wird ein Herz brechen, der Schmerz um die Treulose, die gemeine Betrügerin!“

Und so war es gekommen, daß Nette plötzlich zu Silberdas großem Aerger im Pavillon erschienen war. Kaum war er fort, als sie ihre Schwester fragend ansah. „Ist etwas entschieden?“ fragte sie beinahe hart.

„Ja“, antwortete Miliane in festem Ton, „ich breche mit Leo, den ich nie geliebt habe, um Silberda zu heiraten.“

„Und weiß Dein Verlobter das schon?“

„Nein, es wurde soeben erst ausgemacht.“

„Du bist majorenn, Miliane, und bist niemand Rechenschaft über Deine Thaten schuldig. Wenn Du glaubst, daß Du mit Leo nicht glücklich werden kannst, so ist es Dein Recht, die Hochzeit rückgängig zu machen.“

„Nicht wahr, Nette, das sagst Du auch? Er hat mir die Augen geöffnet, es war besser für uns, zu scheiden, ehe es zu spät war.“

„Ohne Zweifel! Aber eine andere Frage bleibt übrig, Miliane. Du zerreißest da ein Band, um gleich darauf ein anderes anzuknüpfen. Deinen ersten Entschluß hast Du, wie immer, in der Aufwallung des Augenblicks gefaßt, ohne Ernst und ohne wahre Ueberlegung. Dann hast Du Dich Monate lang darein gefunden, bis ein anderer kam, der sich zwischen Euch stellte, der sich nichts daraus macht, seinen Wohlthäter zu verraten, einen Makel auf Deinen Charakter zu werfen. Und diesem Manne reichst Du ohne Zögern, ohne Skrupel die Hand, die noch warm ist von Leos letztem Druck! Er hat schlecht gehandelt, er ist nicht zu entschuldigen.“

„Er liebt mich!“

„Wer sagt Dir, daß er Dich nicht verrät, wie er seinen Vetter verraten hat?“

„Darüber kannst und darfst Du nicht urteilen, Nette. Er hat mich lieb, und ich glaube, ich vertraue ihm.“

„Der elende Feigling!“

„Schweige! Du darfst ihn nicht beleidigen, denn schon übermorgen hoffe ich sein Weib zu sein.“

„Wie das?“

„Wir reisen nach England und heiraten sofort.“

„Ohne Leo erst zu warnen, ohne unter beiderseitigem Gutfinden das Band zu lösen, das Euch schon so viele Monate vereinigt hat? Und den Mann, der Dir so etwas vorzuschlagen wagt, sollte ich keinen Feigling nennen? Er ist ein Ehrloser, und er wird einst an Dir handeln, wie er jetzt an Leo that: so handelst kein Ehrenmann, und Du wagst zu viel, indem Du Dich ihm anvertraust.“

„Was weißt Du davon? Ich habe Dich nicht um Deinen Rat gebeten, den Du mir aufdrängst.“

„Du bist von der Leidenschaft verblendet, Miliane, von den schönen Phrasen jenes Dämons, wie Gesine ihn mit Recht nannte, aber einmal wirst Du klar sehen und begreifen, daß Du Dich erniedrigt hast, indem Du seiner Stimme Gehör gabst, und Dein Blut möchtest Du hingeben, um das Geschehene ungeschehen zu machen. Kein Glück ist im stande, das traurige Bewußtsein, daß wir unserer Pflicht untreu geworden sind, zum Schweigen zu bringen.“

„Pflicht? Ist es meine Pflicht, mich an den Mann festzuschmieden zu lassen, den ich nicht liebe, und einer Liebe zu entsagen, die schon in mir lebte, ehe ich den anderen sah? Muß ich mit geschlossenen Augen in mein Unglück rennen und demjenigen mein Wort halten, dem ich im Geiste schon lange untreu geworden war?“

„Nein, Du darfst Leos Frau nicht mehr werden, Du bist seiner unwert! Es muß Dein erstes Werk sein, es ihm zu bekennen. Aber feigherzig fliehen, ihn

vor eine vollendete Thatfache stellen — o Miliane, wie kann ein Gefühl, das Dich jede Pflicht und Schuldigkeit hintanzusetzen läßt, edel und rein sein? Glaube mir, Schwester, liebste Schwester, ich habe Dich nie verlassen in allen schweren Stunden Deines Lebens. Glaubst Du, daß ich Dir einen schlechten Rat geben würde? Ich urteile nur nüchtern und unbefangenen.“

„Du bist eingenommen gegen Erich, weiter nichts.“

„An wem liegt die Schuld, als an ihm allein? Ich verabscheue seine Handlungsweise. Wenn Liebe ihn bewog, so hätte sein Ehrgefühl ihn zu rechter Stunde zur Flucht veranlassen müssen, um die Braut seines Gastherren nicht in eine schwierige Lage zu bringen; doch er hat den Streit in Dir erregt, die Liebe in Dir erweckt, er hat Dich hier zu einem Stellbuchein gerufen und nun triumphiert er. Nun ist sein Groll, sein Neid befriedigt; Leo macht sich vor aller Welt lächerlich, er aber hat einen glänzenden Sieg errungen, und Du, Miliane, bist seine Beute!“

„Bist Du fertig? Mein Entschluß steht fest!“

„Gut! So wollen wir gehen! Der Boden brennt mir hier unter den Füßen. Lege die Juwelen in Leos Kuhl. Du darfst sie nicht mehr tragen. Keine Minute will ich mehr unter dem Dache des Mannes weilen, der so schändlich verraten wurde.“

„Ich habe nichts dagegen — laß uns gehen! Der Würfel ist gefallen, mein Weg ist mir vorgezeichnet!“

„Kind, Kind! Du wirfst Dein reines Gold fort, um nach Seifenblasen zu langen.“

„Du sprichst wie ein Blinder von den Farben, Netze. Du weißt nicht, was Liebe ist, was Liebe vermag.“

„Wenn Liebe uns meineidig und zu Verrätern macht, gefühllos für eines anderen Leid und für die Stimme von Ehre und Pflicht, dann danke ich Gott, daß er mich keine andere Liebe kennen lehrte, als für unsere Mutter und zu Dir, Miliane. Aber dies ist keine Liebe, es ist eine Enttheiligung des Wortes, es ist unedle Leidenschaft!“

„Früh oder spät wirst Du an unserem Glück teilnehmen, Nette!“

„An dem Glück auf den Ruinen eines anderen? Ein schwaches Fundament, Schwester! Es ist eine üble Sache, an erster Stelle sein eigenes Glück zu suchen; das verspricht nichts Gutes!“

Sie sprachen nicht weiter, sondern gingen schweigend in das Haus hinein; Nette schrieb ein paar Worte an Frau Silberda, die ihr Mittagsschläfchen hielt, um ihr mitzuteilen, daß Miliane in Geschäften zur Stadt müsse und daß sie daher unmittelbar zur nächsten Station gehen wollten.

Zu Hause angelangt, zog Miliane sich auf ihr Atelier zurück; gegen Abend gab sie einen Brief für Silberda zur Post, und schon am folgenden Morgen beim Frühstück hatte sie eine Antwort:

„Meine Herzensbraut!

Ich achte Deine Gewissensbedenken. Ja, erst mußt Du frei sein, um ohne Skrupel die Meine werden zu können. Ich habe jedoch alle Verantwortlichkeit auf mich genommen; so muß ich allein die Folgen unseres Entschlusses tragen. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich schon nach Italien abgereist, wo ich ihm persönlich alles mitteilen und Deinen Brief zustellen werde. Lebe wohl, auf Wiedersehen, um nimmermehr zu scheiden, meine Miliane! Ich bin voll Mut. Dein bis in den Tod getreuer
Erich.“

Und daneben lag ein Brief von Leo, den Miliane nicht anrührte.

„Reisest Du heute nach England ab?“ fragte Nette, als sie den Brief gelesen hatte.

„Noch nicht!“ war die ebenso kurze Antwort.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Einige Tage blieb Miliane fast immer in ihrem Atelier eingeschlossen, ohne jedoch viel zu arbeiten. Nette

blieb im Wohnzimmer allein, und selbst wenn sie zusammen waren, wurde das Schweigen nur selten durch ein kurzes Wort unterbrochen. Zum ersten Male in ihrem Leben fand Miliane keine Sympathie bei ihrer Schwester; es war ihr unangenehm, daß Nette ihr alles laut gesagt hatte, was ihr Gewissen schon lange flüsterte, aber die Stimme der Leidenschaft sprach zu heftig, als daß sie der Vernunft hätte lauschen können. Erich war der einzige Gegenstand ihrer Gedanken. Was Leo empfinden und ihm und ihr vorwerfen würde, das war ihr Nebenache, und doch fühlte sie sich durchaus nicht glücklich.

„Und ist das nun die Liebe, wovon die Dichter singen, und wovon ich so oft träumte? Wird dieses Gefühl mich nun immer beseelen, so lange ich an Erich's Seite lebe? Ist es Schmerz oder Freude, Genuß oder Pein? Vielleicht fühle ich jetzt Gewissensbisse gegenüber Leo; wenn jenes Band zerrissen ist, werde ich ohne Zweifel das volle Maß des Glückes kennen.“

Und dann rief sie sich alle Worte und Liebesbeweise Erich's in's Gedächtnis, und jedes Mal durchzuckte es sie mit Wonne und Schauer; sie verlangte nach seiner Gegenwart und fürchtete sich vor seiner Rückkehr. War das nun Liebe? Und in solchen Gedanken verbrachte sie halb träumend und halb wachend ihre Tage und geriet in eine fortwährend sich steigende Erregung hinein. Es wurde ihr zu eng im Atelier, sie konnte nicht mehr arbeiten, ihr Kopf war wirt; die Entscheidung nahte, und Miliane wurde immer unruhiger. Doch wohin sollte sie gehen? Mit Nette konnte sie nicht sprechen, weil sie wußte, daß die ehrliche Seele das ganze Verhältnis mißbilligte; auch wollte sie um keinen Preis ihre Unruhe zeigen. So saß sie vor ihrer Staffelei, den Kopf in die Hände gestützt und mit ihren Gedanken in weiter Ferne. Wohl dachte sie daran, ihr Herz vor Gott im Gebete auszuschütten, was aber sollte sie beten? Daß Gott ihre Liebe segnen möchte? Aber die Liebe war sündhaft, auf Verrat und Selbstsucht gebaut, wie Nette

gesagt hatte, und wenn Miliane es auch nicht bekennen wollte, so fühlte sie doch, daß es wahr war, und daß solch ein Gebet eine Profanation sein würde. Daß Leo die Dinge ruhig hinnehmen möchte? War es kein niedriger, schändlicher Egoismus, dies zu verlangen? Nein, sie fühlte sich verlassen von Gott und von den Menschen. Käme nur ein Briefchen von Erich, dem einzigen, der ihr zur Seite stand, der ihre Zweifel verstand, der die Verantwortlichkeit für alles auf sich genommen hatte. Mit ihm, dessen war sie sich bewußt, vermochte sie alles, war sie stark selbst der Stimme ihres Gewissens gegenüber; ohne ihn aber stand sie schwach und wehrlos selbst vor ihrer Schwester da. Welche Mühe sie sich auch gab, sie konnte sich kein Glück an seiner Seite denken ohne tiefen Schatten, der alles überdeckte.

Es wurde geschellt. Eine scharfe Stimme fragte unten im Gang: „Sind die Damen zu Hause?“ und auf die bejahende Antwort trat die Besucherin in's Haus.

„Frau Silberda!“ rief Nette erstaunt, denn es war Abend und stürmisches, regnerisches Wetter.

„Wo ist Mili? O Gott, ich begreife nichts davon. Es ist gewiß ein schreckliches Unglück; ich bin gleich hierhergefahren. Da ist ein Telegramm! Lesen Sie nur, was muß ich beginnen?“ Und die alte Dame ließ sich außer Atem und tief aufseufzend in einen Sessel fallen, während sie Nette ein Stück Papier überreichte.

„Was ist geschehen?“ rief Miliane, totenbleich. Mit verwirrten Locken, ein Bild der Angst und des Schreckens, stand sie hinter ihrer Schwester.

Nette las laut und mit zitternder Stimme: „Ernstliche Gefahr. Silberda besser. Alkeraede sterbend. Doktor Ferrier.“

„O Gott, sie haben einander ermordet! für mich!“ Mit herzerreißendem Schrei warf Miliane sich nieder.

„Ermordet? Was soll das heißen, ermordet? Warum sollten sie einander ermordet haben?“ fragte

Frau Silberda, das schreckliche Wort dreimal wiederholend, ohne zu bemerken, wie Miliane jedesmal jammernd zusammenfuhr.

„Es ist schrecklich für Sie, natürlich,“ fuhr sie unbarmherzig fort, „aber für mich ist es wenigstens eine Beruhigung, daß mein Sohn besser zu werden scheint. Es ist gewiß ein Telegramm verloren gegangen. Was meinen Sie, Annette?“

Aber diese hatte, alles vergessend und nach Versöhnung schmachtend, die Arme um ihre Schwester geschlagen und hielt ihren Kopf innig an der treuen Brust geborgen.

„Chamounix, steht im Telegramm: war er da zuletzt, Mili?“

„Nein“, sagte diese leise zu Nette, „auf der Kartenschale liegen zwei Briefe von ihm, ungeöffnet. Lies sie, und sieh, was darin steht.“

Nette that es, ohne jedoch Frau Silberda merken zu lassen, daß sie dieselben jetzt erst öffnete.

„Er hat eine Villa am Lago Maggiore gemietet und wollte nicht über den St. Gotthard, sondern über Chamounix zurückkehren, da er erst in Genf vierzehn Tage auf seiner Hochzeitsreise bleiben und auch da die Wohnung selbst sich aussuchen möchte.“ Miliane verbarg zitternd das Gesicht in den Händen.

„Doch ich gehe jetzt,“ so schreibt er, „nach Chamounix. Denke Dir, Erich hat mir telegraphiert und angefragt, wo er mir begegnen kann, da er mit mir zu reden habe. Hatte er dazu in Holland keine Zeit? Ich habe ihm das Hotel Royal in Chamounix als Rendez-vous vorgeschlagen, wenn er keine Geduld hat, bis ich nach Lausanne komme. Da erwarte ich auch Deine Briefe. Wußtest Du von Erich's Reise? Er ist doch ein Sonderling, der alles anders thun muß als alle anderen Menschen. Er wird Dich aber nicht zu seiner Vertrauten gemacht haben! O, wie verlange ich nach meiner Miliane, wie würden wir alles doppelt genießen, aber bald“

Nette las nicht weiter, ihre Augen wurden feucht, Wie im Traume, hörte sie aus der Ferne den dumpfen Klang: Tot! tot! tot! Miliane lag auf dem Sofa, das Gesicht in die Kissen drückend vor Schmerz und Scham wie gebrochen.

„In Chamounix, Hotel Royal. Also unmittelbar dahin telegraphiert!“ jagte Nette, und Papier und Bleistift nehmend, setzte sie sofort eine Depesche auf und gab sie dem Mädchen zur Besorgung.

„Soll ich hinreisen?“ fragte Frau Silverda unschlüssig.

„Gewiß, morgen, ohne Zeit zu verlieren!“

„Und wird keine von Euch mich begleiten?“

Nette schwieg, Miliane rührte sich nicht.

„Wir müssen weitere Nachrichten abwarten, Sie nicht! Ihr Sohn kann noch der Pflege bedürfen. . . . Unsere Gegenwart ist vielleicht . . . überflüssig.“

„Aber es ist eine so schreckliche Reise! Ich bin nicht gewohnt, zu reisen; ich bin nie weiter gewesen, als einmal nach Brüssel mit Leo. Wir sollten nach Paris, aber da wurde ich so elend, daß wir uns beeilen mußten, heimzukehren, und nun soll ich allein nach Chalouffe, oder wie heißt das Ding?“

„Nehmen Sie Gesine mit!“

„Das Kind! Sie weiß keinen Weg. Ich habe an Leo's Rentmeister Gerrits gedacht, der ist früher zur Pariser Weltausstellung gewesen.“

„Nun gut, so nehmen Sie Gerrits als Kurier und Gesine als Gesellschafterin mit. Aber es muß etwas geschehen. Die Reise geht gewiß über Frankreich; ich werde sehen, wann ein Schnellzug abgeht.“

Nette blätterte im Kursbuch und sagte dann kurz und bündig: „Morgen früh 8 Uhr 10 müssen Sie abreisen, dann haben Sie Anschluß nach Paris. Fahren sie also jetzt gleich nach Hause, um alle Vorbereitungen zu treffen, Gerrits zu instruieren, und wenn nähere Berichte kommen, so teilen Sie es uns gefälligst sofort mit.“

„O Gott, o Gott! Welch eine Aufregung! Mein armer Sohn, was mag nur geschehen sein? Ein Eisenbahnunglück? Ein Theaterbrand? In meinem Alter noch eine Reise zu unternehmen! Nun Adieu! Wenn Näheres kommt, werde ich es Euch wissen lassen. Ich habe meine Zeit wohl nötig!“

Nette gab ihr das Geleite und kehrte dann zu ihrer verzweifelnden Schwester zurück.

„Miliane!“ sagte Nette mit der Zärtlichkeit einer Mutter, „es ist ein schreckliches Ereignis, aber Du brauchst darum nicht an ein Duell zu denken. Leo würde sich nie dazu verstehen, das streitet mit seinen Grundsätzen.“

„Grundsätze“, ächzte sie unwillkürlich, „wer fragt nach Grundsätzen, wenn die Leidenschaft im Spiel ist? Sie sind beide tot, und ihr Blut klebt an meinen Händen. Es kommt über mich Glende! Ich bin von jedermann verlassen!“

„Nur nicht von mir, armes Kind! Du trägst ja so wenig Schuld daran. Er hat Dich verleitet, und ich hätte es eher sehen müssen, wie sich die listige Schlange meiner arglosen Taube nahte!“

„Keine Vorwürfe, Nette, weder Dir noch einem anderen! Armer Leo! Er hätte besseres an mir verdient!“ Erichs Name kam nicht über ihre Lippen; es kam ihr wie eine Sünde vor, ihn jetzt zu nennen, denn in jedem Fall war Leo das Schlachtopfer.

Nach einer furchterlich durchwachten Nacht wurde in der Frühe geschellt; es war ein Bedienter von Schönburg, der mit dem Wagen kam und ein Telegramm brachte, das schon gestern Abend besorgt war. Es waren nur wenige Worte, aber niederschmetternd in ihrer beredten Kürze:

„Alkeraede ist tot, Silberda außer Gefahr.“

Es schwindelte Nette vor den Augen. Leo tot; das herrliche, glänzende, volle Leben und das Grab, welche Gegensätze! Eine Welt schien die beiden Ideen zu scheiden, und nun waren sie doch vereint, und wer gab den ersten Anlaß dazu? — Ihre Schwester!

„Er ist tot!“ rief Miliane, „o verbirg es mir nicht! Ich habe ihn ermordet! Warum mußte ich seinen Pfad kreuzen? Warum hat er mich je gesehen? Und sein Mörder! O Gott, ein Mensch getötet um meinetwillen!“

„Es ist ja gar nicht sicher, daß sie sich duelliert haben!“ suchte sie Nette zu trösten, wenn sie auch selbst nicht an ihre eigenen Worte glaubte.

Inzwischen dampfte Frau Silberda klagend und jammernd mit dem verblüfften Gerrits dem schönen Stalien entgegen. Auch Gesine machte die Reise mit; sie saß da mit kalten und starren Augen und zusammengepreßten Händen und sprach fast kein Wort; ihre Tante seufzte: „Was hat man nur an solcher Gesellschaft!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Leo hatte in Chamounix einen Tag auf die Ankunft seines Veters gewartet; er wollte den Montblanc in der günstigen Jahreszeit in der Nähe sehen und erlaubte sich daher diesen Umweg, besonders auch, um da für sich und seine künftige Frau Zimmer zu bestellen. Der Tag wurde schon bald Mittag, und noch sah er Silberda nicht erscheinen, als die Post von Martigny ankam mit Erichs Reisetasche und Plaid, doch ohne ihn.

„Il Signor Ollandese“, sagte der Kondukteur, „habe beim Kreuz von La Clégère den Wagen verlassen, um mit einem Reisegenossen an dem mer de glace entlang von Montauvert zu Fuß nach Chamounix zu wandern. Er könne jedoch unmöglich schon hier sein: vielleicht bringe er die Nacht wohl in der ländlichen Herberge, die zunächst liege, zu.“

„Immer etwas Apartes, der Erich“, dachte Leo, im Stillen sich ärgernd; „er wußte, daß ich gern bald zu Hause sein möchte, und nun hält er mich hier auf.“

Ich hätte ihm nichts von Chamounix sagen sollen. Doch ich bin noch nicht in Montauvert gewesen; es wird am besten sein, wenn ich ihm entgegenreise, dann brauche ich nicht bis morgen zu warten."

Er nahm einen Führer und stieg zu Pferde, um nach La Clégère zu reiten. Erst ging es am Arveflüßchen vorbei, bis er an einen Weg kam, der im Zickzack nach Montauvert hinführte. Bäume, Felsen und Gesträuch benahmen Leo die Aussicht auf das Eisfeld, bis sie an eine kleine Herberge kamen, von wo sich ein prächtiges Panorama des Glaciers entfaltete, der mit seinen erstarrten Wellen wirklich einem Eismeer glich. Silverda war noch nicht in der Herberge angelangt.

"Wollen der Herr nicht über den Maupas gehen?" fragte der Führer, "es ist durchaus keine Gefahr dabei."

"Nein", entgegnete Leo, "ich werde hier warten, bis der Herr kommt."

Er bedachte, daß er sein Leben, das nicht mehr ihm, sondern Miliane gehörte, nicht unnötig in Gefahr bringen dürfe, und kaufte in der Herberge einige Merkwürdigkeiten für die Damen daheim, kleine Sträuße aus Moos und Edelweiß, im "Jardin" gepflückt, einem großen Felsen, der wie eine Insel aus dem Eismeer hervorragte.

Ein lautes Rufen klang plötzlich vom Eis herüber; der Führer und der Wirt stiegen den Abhang hinunter, der zum Glacier führte. Sie sahen in der Ferne einen Mann, der mit seinen Armen und seinem Hut winkte, wie um Hülfe herbeizurufen. Leo war den anderen rasch gefolgt.

"Es ist ein Mann unter dem Eis verschwunden! Hülfe! Hülfe!" und man eilte zurück, um Stricke zu holen.

"Das ist gewiß mein Vetter!" sagte Leo, "rasch, laßt uns gehen. Vielleicht können wir ihn noch retten. Rasch, ich verspreche jedem von Euch 1000 Francs!"

„Wie konnten sie sich auch ohne Führer auf das Eismeer wagen?“ wurde gesagt.

„Es ist wieder ein Streich à la Erich!“ dachte Leo, „immer etwas besonderes. Könnt Ihr mich auch brauchen?“ fragte er laut, „ich stehe fest auf den Beinen und komme auch aus einem Eisland.“

„Je mehr Leute, je besser! Wir sind hier nur zu zweien, die anderen sind im Thale.“

Leo sah jedoch bald ein, daß es etwas ganz anderes war, auf dem Fluß, der an Schönburg vorbeiströmte, Schlittschuh zu laufen, als dieses Eisfeld mit den tiefen dunkelblauen Furchen, den spitzen Nadeln, Pyramiden und den Rissen, welche sich über unermeßlich tiefen Abgründen öffneten, zu bewandeln. Alles ging jedoch gut bis zur Stelle, wo der um Hilfe Rufende, der keinen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun wagte, sie mit Angst erwartete. Da waren fürchterliche Spalten im Eis; es schien keine einzige Stelle, um den Fuß ohne Gefahr aufzusetzen. Leo wollte voreilen, die beiden anderen hielten ihn zurück.

„Ich will es versuchen,“ sagte der Führer, „die Masse ist hier sehr spröde und unzuverlässig.“

Er ging behutsam Schritt für Schritt und wies die anderen an, immer in seine Spur zu treten, bis er an die weite Oeffnung kam, worin Hilberda verschwunden sein mußte. Er kniete auf einem Eisblatt nieder und rief laut: „Lebt Ihr noch?“

„Ja“, antwortete eine Stimme aus der Tiefe; „ich bin auf eine Schneemasse gefallen, die mir aber unter den Füßen wankt; ich kann es nur noch ein paar Minuten aushalten.“

Leo, näher gekommen, beugte sich über den Abgrund, und mit seiner herzlichen, freundlichen Stimme sagte er: „Erich, halt aus, so lange als möglich! Wir werden Dir schon helfen!“

„Du hier . . . Leo . . .!“ hörte er leise.

Man ließ die Stricke nieder, aber das Eis bot einen schlechten Stützpunkt für die Füße, und Hilberda war lang und schwer; seine Hände waren erstarrt,

und er konnte den Strick nicht um den Leib befestigen, selbst nicht einmal die Finger herumschlagen.

„Ich kann nicht“, stöhnte er.

„Es muß jemand zu ihm herabsteigen“, jagte der Führer, „aber ich wage es nicht, ich habe Frau und Kinder.“

„Ich auch“, versicherte der Wirt.

Der Engländer klagte, aber rührte keinen Finger.

„Wollt Ihr es nicht versuchen, selbst nicht um den Preis eines Vermögens?“ fragte Leo.

Sie schüttelten den Kopf. „Nein, für kein Geld!“

„Nun, so bindet mir den Strick um den Leib und laßt mich nieder.“

„Es geht nicht, Herr, Sie selbst . . .“

„Ihr seht doch wohl ein, daß ich meinen Blutsverwandten da nicht vor meinen Augen im Eise versinken lassen darf, wenn etwas für seine Rettung geschehen kann!“ Und er band sich selbst den Strick unter die Arme, schlug die Augen zum Himmel, um Gottes Hülfe anzurufen, und ließ sich in den Abgrund niedergleiten. Totenstille herrschte einige Augenblicke.

„Zieht auf!“ rief Leos klare, helle Stimme.

Man zog den Strick an und fühlte bald, daß er schwerer war als erst; in der That kam Silberda zum Vorschein.

„Rasch, der Block sinkt weg!“ rief Leo.

Ein fürchterliches Gepolter folgte diesen Worten; das Eis hatte sich losgelöst und fiel donnernd in den Abgrund. Silberda, erstarrt und halb bewußtlos, wurde rasch dem Engländer übergeben, und der Führer beugte sich nochmals über die Tiefe.

„Ich kann mich noch oben halten!“ rief eine schwache Stimme, „das Tau! das Tau!“

Mit großer Mühe gelang es, den Strick nach unten zu werfen, denn die Stimme klang aus viel größerer Tiefe als vorher. Man fühlte, daß Leo sich daran festklammerte; er wurde emporgezogen, aber halbwegs rief er:

„Ich kann nicht mehr, laßt es nur schießen!“

„Was ich für kein Geld der Welt für jenen Wagehals gethan hätte, will ich jetzt für diesen heldenmütigen jungen Mann versuchen“, rief der Führer und stieg in den Spalt nieder; er fand einen Stützpunkt für seine Füße, kletterte von Block zu Block und griff schnell den über der Tiefe schwebenden Leo mit seinen starken Armen. Mit außergewöhnlicher Behendigkeit wußte er den Strick um Leos Leib zu schlingen, und sobald dieser in Sicherheit war, konnte man auch den Führer mit geringer Mühe emporziehen.

„Gott sei Lob und Dank!“ rief Leo jubelnd, als er wieder oben war und den glänzenden blauen Himmel über sich erblickte, „Erich ist gerettet, und das Leben ist so süß!“

„Und haben Sie sich nicht verletzt?“ fragte man teilnehmend.

„Ich glaube kaum; ich fiel auf meinen Rücken, ein paar Meter tiefer, auf ein anderes Stück Eis, aber ich fühle keinen Schmerz. Wir wollen für unseren Eisvogel sorgen.“

Man trug Silberda, dessen Kopf sehr beschädigt schien, den Abhang hinan. Leo schritt erst tapfer voraus, doch plötzlich wandelte ihn ein Schwindel an, und sich auf den Führer stützend, sagte er lachend, während er die Augen schloß:

„Ich kann das Eis nicht mehr sehen, wie kindisch!“

Man wollte, daß sie in der Herberge übernachten sollten.

„Nein“, sagte er, „wir wollen nach Chamounix, da ist ärztliche Hilfe, wenn man ihn auch tragen muß.“ Doch er mußte sich selbst setzen. „Ich werde nicht zu Pferde sitzen können“, sagte er lächelnd, „ich bin müde zum Sterben.“

In Montauvert wurde rasch eine Art Tragbahre gemacht, worauf man Silberda, der noch immer halb bewußtlos war, niederlegte. Leo stieg zu Pferde, doch er fühlte sich so matt, daß der Führer ihn mit dem Arme stützen mußte. So ging es nach Chamounix, wo der kleine Zug gegen Abend ankam.

Es war ein herrlicher Sonnenuntergang; das Thal war schon in Dunkelheit gehüllt, doch die Gletscher-
spitzen funkelten noch in rosenroter Blut; die Nadeln
und Pyramiden glühten wie feuerige Rubine; die Luft
nahm alle Farben an vom glühendsten Gold bis zum
duftigsten Violett.

„Welch' ein Anblick!“ rief Leo, „es ist, als wenn
man nicht mehr in der Welt ist!“

Im Hotel angekommen, überwand er sein Gefühl
der Ermattung, um alle Maßregeln zu treffen, die
Erich eine gute Verpflegung sichern würden. Er hörte
nicht, wie die Führer seine heldenmütige That zum
Himmel erhoben; nur eine Sorge beschäftigte ihn, seinem
Bettler in seinem eigenen Bett eine bequeme Stätte zu
bereiten — die anderen Zimmer waren alle besetzt —
und ärztliche Hilfe herbeizuschaffen. Als er bei dem
Verunglückten eintrat, war es dem Doktor gerade ge-
lungen, Erich wieder zum vollen Bewußtsein zurück-
zurufen.

„Es ist nichts“, sagte der Arzt, „die Wunde am
Kopf ist die einzige Verletzung. Ein wenig Fieber,
und in drei bis vier Tagen wird der Herr wieder
hergestellt sein. Er hat eine starke Natur.“

„Um so besser“, sagte Leo, und sich über dem
Kranken beugend, fragte er: „Kennst Du mich, Erich?“

„Leo“, flüsterte Silverda, und seine Augen weit
öffnend, setzte er hinzu: „Hast Du mich gerettet?“

„Das heißt insoweit, daß die anderen die Kastanien
aus dem Feuer holten und mich selbst retten mußten.
Der Tausend ja, Du hast uns was zu schaffen
gemacht.“

„Ich hätte einen Führer nehmen müssen.“

„Oder noch besser hättest Du die ganze Reise im
Postwagen gemacht. Doch es freut mich, daß Du
endlich einmal halbwegs zugibst, einen Fehler begangen
zu haben. Das beste Pferd strauchelt wohl einmal,
und selbst Erich Silverda macht in seinem Leben
wenigstens einmal einen dummen Streich.“

Mit geschlossenen Augen lag Silverda da und antwortete gar nichts.

„Nun, alter Kamerad“, sagte Leo, „schlafe Dich nur rasch gesund. Ich falle fast um vor Schlaf; wenn Du morgen besser bist, erzählst Du mir wohl, welche dringenden Geschäfte Dich über das Eismeer zu mir führten. Ich möchte rasch nach Hause; wenn Du Dich selbst einmal verheiraten willst, wirst Du das besser begreifen. Gute Nacht!“

„Leo?“ fragte Erich plötzlich, „hast Du Dich nicht verlezt?“

„Ich? Nein, nicht im mindesten? Bis morgen! Träume nicht vom Eise!“

Er wandte sich ab und wankte zur Thüre.

„Leo!“ rief Silverda nochmals, doch nicht laut genug, denn Leo war bereits im Gang, während der Doktor ihm mit einiger Unruhe folgte.

„Darf ich Sie untersuchen?“ fragte er teilnehmend.

„Weshalb?“ entgegnete Leo lachend, „ich bin nur müde, sterbensmüde, weiter nichts.“

„Man kann nie wissen.“

„Nun, wenn Sie es gerne thun möchten, so bin ich bereit, doch erst möchte ich ein Telegramm nach Hause schicken. Ich werde wegen meines Betters nicht am bestimmten Tage eintreffen können.“ Man brachte ihm Feder und Papier; doch die Feder entglitt seiner Hand. „Sie sehen, ich bin zu nichts mehr im stande als zum Schlafen“, sagte er immer noch scherzend, „schreiben Sie, bitte, für mich, Doktor!“ Er diktierte die Adresse seiner Tante und folgende Depesche: „Brüderlich mit Erich in einen Gletscher gefallen. Quetschungen ohne Bedeutung. Rückkehr ausgesetzt. Bitte vorsichtige Mitteilung an Miliane. Kein Grund zur Unruhe.“

„So, Doktor!“ sagte er, „nun stehe ich zu Diensten, aber machen Sie es nicht zu lang. Schlafen ist für mich die Hauptsache.“

Die noch am Abend abgegebene Depesche kam unbegreiflicher Weise erst nach den beiden anderen in Schönburg an, als Frau Silberda schon seit einigen Stunden abgereist war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Silberda schlief gut, und wenn ihn sein Kopf und seine Glieder nicht geschmerzt hätten, würde er sich am Morgen ganz wieder hergestellt gefühlt haben. Er lag wach im Bett und ließ alle Ereignisse des vorigen Tages an seinem Geiste vorüberziehen, was ihm nicht wenig Aerger und Bitterkeit bereitete. Daß nun gerade im letzten Moment eine so vertrackte Geschichte passieren, und daß von allen Menschen in der Welt just Leo ihn retten mußte. Es ist eine schlimme Sache, einem anderen sein Leben zu verdanken, wenn man diesem einige Stunden später mit der Botschaft näher treten muß: „Ich habe Dir Deine Braut abwendig gemacht.“ Silberda fühlte das Unangenehme seiner Lage in vollem Maße, und es war ihm höchst peinlich, seinen Wohlthäter kränken zu müssen, aber was blieb ihm übrig? Miliane rechnete auf ihn, und es war unmöglich, die Täuschung fortzusetzen.

„Wie bin ich in eine so verwünschte Falle geraten“, dachte er, „alles mißlingt mir.“

Ein Kellner trat ein, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Ist der andere holländische Herr schon aufgestanden?“ fragte er.

„O nein, man hat die ganze Nacht bei ihm gewacht; es scheint, daß es ihm schlechter geht als Ihnen.“

Es war Silberda plötzlich, als wenn ein Blitz ihm einen Abgrund zu seinen Füßen enthüllte, oder

als wenn ein Vorhang zerriß, der ihm ein Schauspiel voll Jammer und Elend verborgen hatte.

„Schlechter?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Ist er denn krank?“

Der Kellner sah seine unverzeihliche Dummheit ein. „Ich weiß es nicht, Herr! Der Doktor wird gleich hier sein. Sie können ihn ja fragen.“

„Rufen Sie gleich den Doktor oder sonst stehe ich auf.“

Der Mann machte, daß er fortkam; erschreckt von dem wilden Blick und der rauhen Stimme, benachrichtigte er sofort den Doktor, daß der andere Kranke seiner bedürfe.

„Doktor!“ rief ihm Silberda entgegen, indem er sich halb im Bette aufrichtete, „ist es wahr, daß es mit meinem Vetter schlimmer steht als mit mir? Sagen Sie nur alles, alles, selbst das schlimmste!“

„Er ruht, er ist ermüdet; er bedarf der Ruhe gerade wie Sie, um bald wieder zu genesen.“

„Sie reden die Wahrheit als Ehrenmann?“

„Wie können Sie etwas anderes voraussetzen? Hier trinken Sie das, das wird Sie beruhigen.“

Silberda fiel erschöpft zurück, er hatte das Fieber; der Doktor schrieb ihm eine neue Medizin vor und ging dann zu dem anderen Kranken, wo man leider seiner Hülfe noch mehr bedurfte. Am Abend zuvor hatte er Leo untersucht; äußerlich war er nicht verletzt, aber der Doktor befürchtete eine Beschädigung des Rückgrates; ein holländischer Reisender, der im Hotel wohnte, erbot sich, bei dem Kranken zu wachen.

„Ich komme gegen Mitternacht zurück“, sagte der Arzt. Leo war eingeschlummert. „Ich bin noch nie so schläfrig gewesen“, sagte er scherzend, „das kommt gewiß von dem Eisbad.“

Das Zimmer, worin Leo lag, war ein kleines Kabinet auf der oberen Etage, wo man in Eile ein Feldbett aufgeschlagen hatte; er schlief bis in die Nacht hinein, dann öffnete er die Augen und sah den Doktor,

der seinen Puls fühlte, neben seinem Landsmann und dem Hotelbesitzer.

„Doktor“, fragte er, „warum sind Sie alle zurückgekommen? Ich bin doch ganz wohl; ich fühle nichts als eine große Mattigkeit. Es ist mir, als wenn ich nie mehr die Kraft haben würde, aufzustehen, mich zu bewegen und zu leben.“

„Sie müssen ruhig sein“, sagte der Arzt.

„Warum denn? Ist es nicht gut mit mir? Sagen Sie es mir aufrichtig. Ich liebe das Leben, doch ich fürchte den Tod nicht. Wenn ich schlafen bliebe, wäre ich besorgt, daß ich unbewußt in einer anderen Welt erwachte. Bewahren Sie mich davor, Doktor, das will ich nicht!“

„Es ist keine unmittelbare Gefahr, aber“

„Das schlimmste ist zu befürchten — ich lese es in Ihren Augen. Lassen Sie mich nicht unvorbereitet sterben, jetzt kann ich die Mattigkeit noch überwinden, später vielleicht nicht mehr.“

Er schloß wieder die Augen, während der Doktor dem Holländer einen Wink gab, näher zu treten. Ein Lächeln spielte um die Lippen des Kranken.

„Haben Sie noch einen Wunsch?“ fragte der Landsmann besorgt und zögernd.

„Noch nicht, aber sprechen Sie mit mir, es thut mir wohl, meine Muttersprache zu hören. Ich dachte an meinen Vetter; der arme Mensch! Wie sonderbar und exzentrisch er auch sein mag, so glaube ich doch, daß es ihm wohl leid thun wird, mich in diese Lage gebracht zu haben.“

„O, lieber, junger Herr, ich denke nicht, daß es so schlimm sein wird. Der Doktor sagt ja selbst . . .“

„O, schmeicheln Sie mir doch nicht mit eitler Hoffnung. Ich fühle, wie das Leben mir langsam unter den Füßen wegsinkt.“

„Ist denn nichts mehr daran zu thun?“ fragte der Holländer den Arzt im Flüsterton.

Dieser schüttelte traurig den Kopf. „Nichts, nichts, die Wissenschaft ist hier ohnmächtig.“

Der Kranke begann zu phantaisieren. „Miliane, unsere Villa am Lago Maggiore ist so schön, — die Terrassen sind mit Blumen bepflanzt, Kunst und Natur sind da vereinigt. — Welchem herrlichen Winter gehen wir entgegen, Miliane — und wenn es Sommer wird, kehren wir heim — dann ist „Caprice“ ganz fertig. — O, meine Braut, wie schön ist das Leben, von der Liebe erleuchtet. — Wir sind im Paradies — die Liebe ist unser Gesetz. —“ Er öffnete die Augen und ein freundliches Lächeln umspielte seinen Mund. „Laßt mich träumen,“ sagte er sanft, „ich träumte so süß von meiner Braut. Denn über vier Wochen soll unsere Hochzeit sein, dann gehen wir nach Italien — nicht mehr allein —, und wir vermeiden die Gletscher — o, ich bin so glücklich!“

Die anderen konnten nicht mit trockenen Augen diese Träumereien anhören, selbst der Doktor, in der Ausübung seines Berufes gestählt und seine Worte kaum verstehend, war auch gerührt.

„Und daß solch' ein Leben der Laune eines Waghalses zum Opfer fallen muß!“ murrte er.

Plötzlich richtete sich Leo auf. „Doktor!“ rief er, „es ist nicht wahr! Ich brauche ja nicht zu sterben. Das Leben neben meiner lieben Miliane ist so süß. Was habe ich denn gethan, um einen so frühen Tod zu verdienen? Es wäre grausam, jetzt zu sterben, nachdem ich den, der mich haßt und beneidet, gerettet habe!“ Doch gleich darauf fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht. „Nein, das ist nicht wahr, was ich da sagte. Ich kenne seine Gedanken nicht. Es ist wohl ein Zeichen, daß es mit mir zu Ende geht, da ich nicht mehr Herr meiner Worte bin.“

Mit gefalteten Händen blieb er liegen, als ein Geistlicher, ein ehrwürdiger Greis, eintrat. „Willkommen, Herr Pfarrer“, sagte er. „Helfen Sie mir! Meine Seele ist in Aufruhr. Es wird mir so schwer, die schöne Welt zu verlassen, ich bin so glücklich, fast zu glücklich darauf gewesen. Helfen Sie mir jetzt,

daß ich aus voller Seele sagen kann: Gottes Wille geschehe! Ich kann es noch nicht.“

Als der Geistliche wieder ging, mit dem Versprechen, am nächsten Morgen zurückzukommen, denn die Gefahr schien nicht dringend, sagte er tief gerührt zu dem Doktor: „Ah, la belle âme!“

Leo war nach diesem Besuche ruhiger geworden, halb schlummernd lag er da; von Zeit zu Zeit bewegten sich seine Lippen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden,“ wiederholte er immer; „wie schwer ist es, dieses anders als mit den Lippen zu sagen — Miliane!“ So ging es die ganze Nacht hindurch.

„Es kann noch diesen Tag dauern“, sagte der Doktor.

Bisweilen sprach er im Fieber unzusammenhängende Worte, aber meistens schlummerte er.

Die ersten Strahlen der Sonne erleuchteten das Gebirge und ließen die Gletscherspitzen in heller Glut entflammen; das Geflingel der Herdenglocken auf den Bergen vermischte sich mit den Tönen der Alpenhörner und dem Läuten der Dorfglocke zur Sonntagsfeier; alles atmete Jugend und Frohsinn, und doch ging ein junges, gutes, schönes Leben hier zu Ende. An einem Sonntagmorgen hatte Frau von Alferæde dem Kinde das Leben geschenkt, das jetzt wieder an einem ebenso klaren, glänzenden Sonntage das Leben aushauchen mußte.

„Deffnet das Fenster, laßt mich hinaussehen! Ach, wie so süß ist doch das Leben! Wird der Tag, der nach diesem kommt, noch schöner sein — eine Sonne, die keinen Untergang, ein Leben, das keinen Tod kennt? Wenn die Kopie schon so schön ist, wie schön muß dann erst das Original sein! — Ich habe die Schönheit stets geliebt, jetzt werde ich sie an der unverfälglichen Quelle verkosten. —“

„Sind Sie da?“ fragte er nach einer Weile den holländischen Gast; „es ist, als wenn ein Schatten sich über mein Angesicht senkt, der Schatten des Todes!“

Wollen Sie für mich schreiben und mir Verschwiegenheit geloben?“

Der andere nahm Papier und Feder, und er diktirte:

„Lieber Erich! Es muß Wahrheit zwischen uns sein. Wir sind nie Freunde gewesen; nun will ich untersuchen, an wem es lag. Vielleicht wirst Du jetzt in anderer Weise in Mitleid meiner gedenken. Mein Testament ist gemacht; Du wirst es begreiflich finden, daß ich darin auch meiner Braut gedacht habe. Zeige meinen Pächtern, nicht allein in materiellem Sinn, daß Du ein besserer Herr für sie bist, als ich; Deine Illusionen werden ja in Erfüllung gehen. Ich beneide Dich nicht und gönne Dir alles von Herzen. Keine Bitterkeit gegen Dich ist in meiner Seele; ich verzeihe Dir, daß Du mich tief gekränkt hast, indem Du Miliane sagtest, ich suche in ihr nur eine Ausschmückung für „Caprice.“ Lebe wohl und grüße meine gute Tante.

Leo.“

„Mein Leben raubte ihm ein Vermögen, mein Tod gibt es ihm zurück!“ sagte er noch mit trübem Lächeln. Das Diktieren dieser Zeilen, das ziemlich lange und mit Zwischenpausen vor sich ging, hatte ihn sehr erschöpft und er blieb wieder eine Zeit lang ruhig liegen; dann schlug er die Augen auf. „Geben Sie mir einen Bleistift und führen Sie meine Hand!“ sagte er leise.

Man kam seiner Bitte nach und er schrieb mit holländischen Buchstaben folgende Worte: „Meine Lust und meine Wonne, lebe wohl. Gott segne Dich und unsere Schwester!“

„Das ist für meine Braut, Fräulein Wolfson!“ sagte er, und dies Bouquet von Eisblumen ist das letzte Geschenk, das ich ihr kaufte.“

Leos Stimme wurde immer schwächer. „Ich habe es immer gefürchtet . . . mein Leben war zu schön, zu unbewölkt, als daß es lange hätte dauern können — es war ein Rosenpfad ohne Dornen — ein Früh-

ling ohne Stürme. Vater, Dein Wille geschehe in allen Dingen, bis zum Ende!" Und mit über der Brust gefalteten Händen und zur Seite geneigtem Kopfe schlief er ein wie ein vom Spielen ermüdetes Kind; sein Atem wurde immer leiser und leiser, und so ging es den ganzen Morgen, bis er sich ausstreckte, ein Lächeln seine Züge verklärte, und unter einem leisen Seufzer seine Seele ihre Hülle verließ.

Kurz vorher war der Doktor zu Silberda gerufen worden, und von seinem Lager zurückkehrend, hatte er die Depesche abgeschickt, die an jenem Abend in Schönburg eine solche Bestürzung zu Wege brachte. Silberda lag den ganzen Tag in ziemlich heftigem Fieber. Der Doktor kam von Zeit zu Zeit zu ihm, doch es war keine Spur von Gefahr da; er mußte regelmäßig seine Medizin einnehmen, und weiter war nichts dabei zu thun. Gegen Mittag geriet er in einen erquickenden Schlaf; als er daraus erwachte, war es Dämmerabend.

Nachdem er sich eine Zeit lang besonnen hatte, wußte er, wo er war, und wie er in diesen Zustand gekommen war; alles war totenstill ringsumher; es war, um hange davor zu werden. Ob Leo nicht bei ihm gewesen war? Hatte er lange geschlafen? Es war doch seine Pflicht, sich einmal nach ihm umzusehen. Er versuchte aufzustehen; es gelang wider Erwarten gut. Er kleidete sich an und fühlte sich nur ab und zu etwas schwindelig und schwer im Kopfe; dann blieb er ein wenig sitzen, doch gleich darauf fühlte er sich kräftig genug, in seiner Toilette fortzufahren.

Kein Schritt mehr hallte in den Gängen des Hotels wieder, alles war still und ruhig. Die Sonne war in schweren Wolken untergegangen, die Berge waren in einem dichten Nebel versteckt, in der Ferne hörte man ein dumpfes Gewitter; unwillkürlich schauderte Erich zusammen; als er ganz angekleidet war, trat er in den schon ganz dunklen Gang; alle Thüren links und rechts waren geschlossen. Nur ihm gegenüber glitt ein Lichtstreifen aus einer angelehnten Thüre, da würde

er gewiß Menschen finden. Er dachte nicht an seinen verbundenen Kopf, an seinen noch wankenden Gang. Er wollte Menschen sehen und mit ihnen reden, fragen, wo er Leo finden könne. Eine andere Sorge hatte er nicht. Er klopfte an die Thüre. Keine Antwort! Nun drückte er an der Klinke und stand erstaunt still; ein matter Duft von brennenden Kerzen und Weihrauch strömte ihm entgegen; im Anfang sah er nichts, allmählich ward alles deutlicher.

Die Wände waren mit schwarzem Flor verhüllt, worauf silberne Kreuze von Lilien, Totenköpfe, Sanduhren und dergleichen mehr gestickt waren. In der Mitte stand auf einem drei bis vier Stufen hohen Gerüste ein Paradebett von weißem und schwarzem Sammt zwischen riesigen Kandelabern, worauf goldgelbe Kerzen brannten; aus silbernen Gefäßen stiegen blaue, duftige Weihrauchwölkchen empor. Wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, ging Silberda weiter; er war allein, niemand sah ihn, niemanden konnte er fragen, was das zu bedeuten habe. Es wäre ihm auch nicht möglich gewesen, seine Kehle war wie zugeschnürt, sein Denkvermögen, wie vernichtet. Doch ging er weiter zwischen den Leuchtern und Weihrauchschalen und sah im Vorbeigehen, daß die Stufen mit Blumen bestreut und mit einem Teppich bedeckt waren.

Alle diese Kleinigkeiten prägten sich in seinen Geist ein wie mit einem Grabstichel, der tief ins Kupfer schneidet; unten an den Stufen stand er still und drückte die Hände gegen die heftig pochenden Schläfen. Es lag eine weiße Gestalt auf dem Bett, das sehr schräg stand. Ein Spitzenschleier bedeckte alles; Silberda konnte noch nichts unterscheiden; doch war es, als wenn sein Blut nicht mehr strömte, sein Herz nicht mehr klopfte, alles in ihm erstarrte. Schweigend blieb er stehen, und wie von einer magnetischen Kraft getrieben, starrte er unbeweglich auf die Hülle, worunter ein menschlicher Körper zu liegen schien. Plötzlich faßte er einen Entschluß, stieg die Stufen hinan, mechanisch zwar und automatisch, doch er wußte, daß er jetzt

Gewißheit haben mußte, daß sein Leben von dieser Gewißheit abhinge.

Rasch zog er den Schleier fort und erblickte die ruhigen, friedlichen Züge des Toten, worüber die Kerzen ihr flimmerndes Licht warfen. Sein Kopf lag noch seitwärts, das süße Lächeln spielte um seine Lippen; seine dunkeln Locken kontrastierten seltsam mit dem marmorbleichen Antlitz und dem rahmfarbenen Sammetkissen. Er schien ruhig zu schlafen, und man erwartete jeden Augenblick, daß die Lider sich öffnen würden, um den Strahl der freundlichen blauen Augen durchzulassen. Silberda starrte nur ein paar Sekunden auf das ruhige Antlitz, aber in den paar Sekunden überblickte er mit blendender Klarheit sein eigenes und des Toten Leben, den Morgen von Leos Geburt, den Zug der Enttäuschung auf dem Gesicht seiner Mutter, den Tod seiner Tante und die Betrübnis des alten Jünkers, der ihm sagte: „Grieh, bleibe ein guter Freund für mein Knäblein!“ Später ihre Entfremdung, sein herablassendes Mitleid, sein bitterer Neid Miliane die Szene im Pavillon seine Reise der Gletscher.

Mit einem lauten Schrei ließ er den Schleier los, der Boden wankte unter seinen Füßen, und bewußtlos sank er auf den Stufen des Katafalkes nieder.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als Frau Silberda nach einer dreitägigen Reise mit ihrem Gefolge zu Chamounix ankam, fand sie ihren Neffen schon begraben und ihren Sohn viel schlimmer krank, als sie erwartet hatte.

Nachdem man ihn bewußtlos bei Leos Leiche gefunden hatte, war er heftigen Fiebern anheim gefallen. Seine Mutter kam an sein Bett, doch er schien sie nicht zu kennen.

„Mein armer Sohn!“ schluchzte sie, „das wäre doch schrecklich, jetzt zu sterben, da nun seine Lage so günstig ist, gerade wie er immer gewünscht hat.“

Ein dumpfes Stöhnen entfuhr der Brust des Kranken.

„Hörst Du mich, Erich!“ frug sie weinend.

„Laß mich in Ruhe!“ stieß er hervor und drehte sich um.

„Ach Gott! es steht sehr schlecht mit ihm, klagte sie fort, „er erkennt seine eigene Mutter nicht. Und ich bin doch so weit gereist und schlechtes Wetter hatten wir und ungebahnte Wege. Wie kam Leo dazu, in einem solchen Nest zu logieren? Wäre er nicht hingekommen, so würde er noch leben und Erich nicht krank sein.“

Es war eine Eigentümlichkeit von Frau Silverda, daß sie nie über zwei Dinge zugleich betrübt sein konnte. Nun nahm Erichs Krankheit sie ganz in Anspruch, so daß sie Leos Tod fast darüber vergaß. Leo und Tod! das war auch so schwer zu reimen. Sie war sich nur dunkel bewußt, daß ihr Sohn Herr und Meister von Schönburg wurde, an Leo dachte sie einfach nicht.

Der Holländer, der bei seinen letzten Atemzügen zugegen gewesen war, machte den Damen seine Aufwartung, und als er die bleiche Gesine mit ihren starrblickenden Augen und zusammengepreßten Lippen gewahrte, sagte er: „Sie sind gewiß die zärtlich geliebte Braut des Verstorbenen?“

„Nein, entgegnete das Mädchen kurz, „aber warum fragen Sie das?“

Er überreichte den Damen den Streifen Papier und das Bouquet des Toten und fügte das Briefchen hinzu, das er diktiert hatte.

Gesine las es und wurde noch bleicher.

„Wo liegt er begraben?“ frug sie.

Man führte sie zum Kirchhof; sie ließ sich die kaum geschlossene Gruft zeigen und blieb mit gerungenen

Händen eine zeitlang bei dem Grabe stehen, auf die schwarze Erde starrend.

„Laß mich allein!“ sagte sie zu dem Kinde des Totengräbers, das mit ihr gegangen war.

Und als das Kind sie verlassen hatte, warf sie sich nieder und drückte ihr Gesicht in den Hügel und schluchzte und jammerte wie eine schmerzlich Verwundete, ohne eine Thräne zu vergießen.

„Tot! tot! und alle seine Gedanken bei ihr, der Treulosen! Sie haben ihn ermordet, die Elenden, und für mich kein Gruß, keine Erinnerung. O mein Engel! und ich habe Dich geliebt, ich habe Dich angebetet. Ein Lächeln, ein Händedruck von Dir war mein Leben! Und nun haben sie Dich getötet und lachend verteilen sie Dein Erbe, während Du hier liegst unter der kalten Erde, fern von der Heimat!“

So klagte und jammerte sie mit aller Kraft einer seit lange mit Gewalt unterdrückten Leidenschaft.

„Du hast es nie gewußt, was Du für mich warst, mein schöner Apoll, mein Ideal!“ wiederholte sie in der kindischen Aeußerung ihres weiblichen Schmerzes. Sie klagte und seufzte lange Zeit, aber ihr Herz wurde nicht weicher; sie hatte das starre, unbeugsame Gemüt der Silberdas, das gebrochen, zertrümmert, aber nicht geschmolzen werden konnte.

Zärtliche Gefühle fanden in jenen Herzen keinen Platz, religiöse Trostgründe fruchteten nicht.

„Ich werde ihn rächen!“ sagte sie endlich mit bössartiger Freude, „es ist das einzige, was ich noch für ihn thun kann.“

Frau Silberda saß inzwischen am Bett ihres Sohnes und bemühte sich, ihm sein Tränkchen einzufloßen, doch er stieß alles von sich.

„Kümmere Dich nicht um mich“, murmelte er, „das ist alles, was ich von Dir verlange.“

Trotz seines Widerwillens gegen die Medizin nahm das Fieber ab; die Stirnwunde war geschlossen, aber sein Gemütszustand blieb unverändert. Ein bitterer, feindlicher Zug lag um seine Lippen, seine Augen

blickten düster; er frug nichts, er klagte nicht, er sprach kaum ein Wort und beantwortete alle teilnehmenden Fragen kurz und scharf.

Frau Hilberda, die wenig bei ihm zu thun fand, langweilte sich im Krankenzimmer und ging lieber nach unten, wo sie von den zahlreichen Gästen, die an den Vorfällen der letzten Tage herzlich teilnahmen, mit großer Zuorkommenheit behandelt wurde.

Da konnte sie sprechen mit der festen Ueberzeugung, daß ihr andächtig gelauscht wurde; bei ihrem Sohne konnte sie doch nichts ausrichten.

Gesine ließ sich fast gar nicht sehen. Jeden Morgen legte sie frische Blumen auf den Grabhügel.

„Siehst Du, mein Teuerster!“ flüsterte sie, „Gesine ist die einzige, die Deiner gedenkt. Ich werde sorgen, daß Du von hier weggebracht wirst, fern von diesen beschneiten Bergen, die Dich verschlungen haben, und daß Du in der Heimat ruhen kannst, mein armer Märtyrer!“

Eines Morgens vom Kirchhof zurückkehrend, kam Gesine an Erichs Zimmer vorbei; sie hatte es bisher nicht betreten; denn sie wollte den Mann nicht sehen, den sie haßte und verachtete.

Nun aber konnte sie sich nicht mehr zurückhalten und still huschte sie hinein.

Er war allein; halb aufrecht saß er in einem Sessel am Fenster, doch die Vorhänge waren niedergelassen, und er schien in der Betrachtung der Teppichblumen versunken.

„Wer ist da?“ frug er, denn er hatte der Thüre den Rücken zugewendet.

„Ich bin es, Better!“ entgegnete das Mädchen, und stellte sich ihm gegenüber mit funkelnden Augen und zuckenden Lippen.

„Willst Du etwas von mir?“ frug Hilberda.

„Nein, oder lieber ja! Ich wollte Dich nur fragen, ob Du jetzt zufrieden bist? Nun hast Du nicht allein seine Braut; sondern sein Haus, sein Geld, sein Land, seine Pferde, alles, was Deinen Meid erregt

hat. Und Dein eigenes Leben verdankst Du ihm auch. Um Dich zu retten, hat er alles hingegeben. Du bist ein wahres Glückskind, Better!"

Nie würde Gesine das Gesicht vergessen, das sie jetzt anstarrte, mit hervortretenden Augen, leichenblassen Zügen und geballten Fäusten richtete Silberda sich auf.

"Geh fort," zischte er, "geh Deiner Wege!"

"Noch nicht, Better, noch nicht! Wie leicht hat er es Dir gemacht, nicht wahr? Ohne Mühe, Sorge und Streit, ohne den Schein eines Verrates kannst Du nun alles genießen. Wann ist die Hochzeit? Wann verteilt Ihr das Erbe? Ich wünsche Dir Glück, Better, zu Deiner schönen Braut und dem lang begehrten Reichthum. Du wirst nun gewiß bald die höchsten Stellen einnehmen und sogar Minister werden, wie so ganz anders wirst Du alles einrichten als der Schwachkopf, als der thörichte Leo mit seinen kindischen Launen. Von „Caprice“ laßt Ihr gewiß keinen Stein stehen? O, es ist so leicht in eines Toten Schuhe zu treten."

Ein dumpfes Köcheln kam aus Silberdas Kehle.

"Fort! Fort!" rief er, "Du marterst mich zu tode!"

"Ha! das wäre jammer schade, einen so glücklichen Menschen zu töten! Er ist gerade zur rechten Zeit gestorben, nicht wahr? Noch ehe er das Recht hatte, Dich einen Feigling zu nennen! Denn, bei Gott, das hätte er gethan! Ein Feigling! was bist Du sonst? ein Dieb! ein Verführer!"

Er fiel in den Sessel zurück, und nur ein nervöses Zucken seines Körpers verriet seine Erregung.

"Leb' wohl, Better!" fuhr sie fort, "suche nur rasch wieder besser zu werden, um das Glück zu genießen, das Deiner harret. Eine liebe Frau, durch Dich von ihrem Tyrannen befreit, ein prächtiges Gut, hohe Zinsen, was kannst Du mehr verlangen? Gewissensbisse? Dafür stehst Du ja zu hoch. Und es handelt sich ja nur um einen einfältigen Knaben, der sein Leben für Dich hingab."

Sie ging zur Thüre, kehrte aber nochmals zurück.
„Das kannst Du nicht aus der Welt schaffen! Die Luft, die Du atmest, — die Sonne, die Dich bescheint, — die Frau, die Du umarmst, — das Haus, das Du bewohnst, — das Geld, das Du verzehrst, es kommt Dir alles von ihm! Alles, alles wirst Du fortan ihm verdanken, den Du feigherzig verraten hast, der ohne Dich noch leben würde, den Du ermordet hast! Da ist der Brief, den er an Dich diktiert hat. Lies ihn, und genieße Deinen Reichtum! Sei glücklich mit Miliane, und wenn Ihr es wirklich sein könnt, dann macht Ihr Euch noch verächtlicher, als Ihr es jetzt schon seid.“

Mit stolz erhobenem Haupte und glühenden Wangen verließ sie das Zimmer und überließ Erich seinen qualvollen Gedanken.

Alles, was ihm verschwommen und unbestimmt wie ein banges Traumgesicht in den letzten Tagen vor Augen gestanden hatte, war von ihren Lippen klar und schonungslos ausgesprochen. Ja, sie hatte Recht; er verdankte alles jenem tief Gefränkten! Aber mit einem Toten konnte er nicht mehr rechten. Was hatte er auch mit ihm zu rechten? Miliane war ja sein, der Tod hatte sie frei gemacht. Ein Gedanke allein machte ihn zittern. Sollte er immer so leben müssen, mit dem Gesicht des bleichen, lächelnden, von den Wachskerzen beschienenen Toten vor sich?

Er klagte nicht, kein Seufzer erleichterte seine beklommene Brust; er krümmte sich unter dem Gewicht eines maßlosen Schmerzes, und immer kam sein Geist auf den Gedanken zurück: „Ich verdanke ihm alles, ihm, den ich verraten habe. Warum liege nicht ich in der Tiefe des Gletschers? Ich werde nun alles genießen, alles ertragen müssen, selbst die Glückwünsche der Reider!“ Er erinnerte sich des Briefchens, das Gesine ihm zugeworfen hatte; er nahm es auf und entzifferte es mit Mühe.

„Er ist mein Unglück gewesen im Leben und im Tode!“ rief er zähneknirschend. „O, diese Sanftmut,

diese Verzeihung! Es steht geschrieben von glühenden Kohlen, die man auf seines Nächsten Haupt sammelt. Sind das die Kohlen? O Gott, wie sie brennen! Ich fühle sie und kann sie nicht fortschleudern, nimmer, nimmer!“

Er drückte die Hände an die Stirne, die wirklich glühte und brannte. „Sterben! Kömmt' ich nur sterben! Doch, was wird der Tod mir geben? Selbst wenn ich das Leben, das ich ihm verdanke, von mir werfe, wird es dann nicht hier in meinem Hirne brennen und glühen in Ewigkeit? Sein oder Nichtsein? Nein, ich glaube nicht an Vernichtung; ich glaube, daß ich ihn wiedersehen werde, wenn auch im Traume. Weiß ich denn, woran ich glaube? Nur an das Feuer, das in meinem Hirne, meinem Herzen brennt, kann ich glauben. Wohin ich auch gehe, selbst ins Grab wird es mir folgen. Der Tod gibt mir keine Ruhe!“

Seine Mutter kam, und er zwang sich gewaltsam zur Ruhe; ein einziger Gedanke hielt ihn noch aufrecht, niemand durfte ahnen, was er litt, niemand sich an seinem Schmerze laben. Gewissensbisse kannten nur schwache Seelen, und er war ein starker Mann. Die gute Dame begann von der Heimkehr zu reden, und was er von Leos sterblicher Hülle denke. Sollte er im Familiengrabe beigesetzt werden? Dann fragte sie, ob Erich es nicht sonderbar finde, daß von den Damen Wolson noch gar kein Bericht eingetroffen sei?

Erich lag mit halbgeschlossenen Augen da.

„Aber Du mußt doch alles ordnen!“ fuhr seine Mutter fort. „Gerade heraus gesagt, ich bin sehr begierig auf das Testament. Es wird mich nicht wundern, wenn er „Caprice“ seiner Braut vermacht hat. Aber das wird Dir nicht sonderlich leid thun, daß sie es erbt, Du hattest immer soviel daran auszusetzen.“

„Der Teufel mag es erben!“ rief er mürrisch.

„Pfui, Erich, Welch eine grobe Sprache! Nein, nein! Ich finde es natürlich traurig, daß der gute Leo so jämmerlich zu Grunde gegangen ist, aber da

nun einmal nichts daran zu thun ist, müssen wir Gottes Willen achten, und ich freue mich nur, daß unser Familiengut wieder an meinen Sohn zurückfällt, was schon längst der Fall gewesen wäre ohne die tolle Heirat Deines Dufels. Um Dir die Wahrheit zu sagen, so glaube ich nicht, daß Leo mit seiner Malerin glücklich geworden wäre; vielleicht ist es für ihn eine Wohlthat, daß er frühzeitig gestorben ist. Was wissen wir von den Ratschlägen des Herrn?"

Silverda dachte, was schwerer anzuhören sei, das Gesalbader seiner Mutter oder Gesinens Verwünschungen.

"Mama", sagte er endlich, wir wollen nach Holland zurückkehren — und — und — er muß natürlich neben seinem Vater ruhen! So gehe und mache alles in Ordnung." Als sie ihn verlassen hatte, fühlte er eine Art Erleichterung, daß er nun allein sein konnte, mit keiner anderen Gesellschaft, als der seiner qualvollen, marternden Gedanken.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein heller, sonniger Morgen, an welchem der Zug, der die sterblichen Ueberreste des jungen Leo von Alkeraede grabwärts geleiten sollte, Schönburg verließ; hell und sonnig, wie seine Persönlichkeit, wie sein Leben gewesen war, und darum gerade in so bitterem und schneidendem Kontrast mit seinem frühen Tode und seinem glänzenden Begräbniß.

Seit Menschengedenken hatte man nicht eine so große Theilnahme, so viel ungeheuchelten, aufrichtigen Schmerz gesehen bei der Bestattung eines Menschen, der weder Fürst, noch Staatsmann, noch Gelehrter gewesen war, sondern nichts als ein lebenswürdiger junger Mann, der das Leben und den Reichtum, den ihm seine Eltern hinterlassen, angenommen hatte, wie er ihm gegeben wurde, und der einfach und heiter

durch die Welt gegangen war, ohne sich durch irgend etwas besonderes hervorzuthun. Nun aber zeigte es sich erst, wie teuer er allen in der Umgebung von Schönburg sein mußte; niemand war zu Hause geblieben, niemand war da, der sich nicht einer Wohlthat, einer Gunst erinnerte, die Leo ihm erzeigt, in einer Weise, die in ihm nicht den Wohlthäter, sondern den vom Glück Bevorzugten sehen ließ, der mit gütiger Hand seine Gabe austeilte und sich nicht durch Undank oder Mißtrauen darin beirren ließ. Und alle glaubten ihn nochmals vor sich zu sehen, wie er aus dem Schloß hervortrat, ein Bild der jugendlichen Kraft und Schönheit, dort, wo jetzt seine Leiche hinausgetragen wurde auf den Schultern von zwölf jungen Männern, den Söhnen seiner Pächter.

„Und dann so sterben zu müssen, durch ein Unglück!“ klagte ein Weib aus der Menge.

„Wenn der Tod auf eine Krankheit hätte warten müssen, wären wohl achtzig Jahre darüber hingegangen“, meinte ihr Nachbar.

„Daß ich ihn nun zum Grabe tragen sehen muß!“ seufzte ein Greis, „weßhalb lebe ich noch weiter, und er muß sterben, er, der so jung und so gut war?“

Ewige, täglich wiederholte Frage, worauf man immer die Antwort schuldig bleibt oder nur die geheimnisvolle zu erteilen weiß: „Weil Gott es will, der nimmt, was ihm gefällt, und nicht, was man ihm gönnt.“

„Und jetzt sterben, da er im Begriffe stand, sich zu verheiraten!“

„Die arme Dame!“

„Sie liebten sich so sehr! Es war ein herrliches Paar!“

„Und wird sie nun Schönburg erben?“

„Nein, das Gut ist für Herrn Silberda.“

„Der nämliche, für welchen der Junker sein Leben gelassen hat!“

„Ja, der nämliche!“

Einen solchen Herrn wie den Junker bekommen wir nie wieder, denn sein Vetter ist gerade das Gegenteil von ihm.“

„Er ist so unfreundlich und so stolz, es ist ihm schon zu viel, den Hut vor einem Bauern abzunehmen.“

„Er wird wohl froh sein, daß es so gekommen ist.“

„Das will ich meinen; er wird wohl denken, lieber der andere als ich!“

„Na, mir wär es lieber gewesen, wenn der Junker am Leben geblieben wäre.“

„Wer hätte das nicht lieber gesehen?“

„Er wird ein harter Herr sein; er hat immer auf die Erbschaft gehofft, die ihm jetzt so unverhofft zugefallen ist.“

„Und die alte Hexe, seine Mutter, wird ihren Kopf jetzt noch viel höher tragen, da nun alles Eigentum ihres Sohnes wird.“

„Ich gönne es ihnen gar nicht!“

„Ich auch nicht, und wer weiß . . . man kann nicht wissen . . .“

„Was?“

„O! ich will nichts sagen, aber es ist so weit von hier geschehen.“

„Ja, ganz weit, hundert Stunden über die Schweiz hinaus.“

„Und niemand ist dabei gewesen!“

„Nein, niemand, das ist wahr!“

„Pfui, Wilhelm, das darfst Du nicht sagen.“

„Ich sage gar nichts!“

„Aber was denkst Du denn?“

„Ja, das geht mich allein an, was ich denke.“

„Still, still, da gehen die Thüren auf.“

„Ach Gott! wer hätte das je gedacht!? So jung, so schön und so glücklich!“

„Wir hatten schon Pläne gemacht für die Hochzeitsfeier.“

„Und da wird sein Sarg hinausgetragen!“

Im Hause nahm Frau Silberda, in ihrem Trauergewande, beweglich wie immer, die Honneurs

wahr. Die Schwestern Wolson standen ihr zur Seite, Nette mit Wort und That, so daß sie es eigentlich war, die regelte und anordnete, Miliane, matt und bleich wie ein Geist, nur wie im Traume alles sehend, was um sie her geschah. Mechanisch erwiderte sie den Händedruck der Personen, die ihr Beileid aussprachen, schlug die schweren Augenlider auf, ohne jemanden zu erkennen, und ging und stand wie eine Nachtwandlerin.

Jedermann bemitleidete die arme, vereinsamte Braut von Herzen. Es war schrecklich, so kurz vor dem geträumten Glück den Geliebten zu verlieren und dann auf solche Weise. Kein Wunder, daß sie durch den unerwarteten Schlag niedergeschmettert war.

Niemand hatte eine Ahnung davon, daß sie einige Wochen zuvor wie ein hilfloses Kind in den Armen ihrer Schwester gelegen hatte, um schluchzend zu rufen: „Es ist meine Schuld, wenn es auch durch ein Unglück geschah! Ich habe die Veranlassung dazu gegeben. O Nette, sage mir, was muß ich thun?“

„Seinem Andenken alle mögliche Ehre erzeigen und um keinen Preis der Vermutung Nahrung geben, daß er verraten ward.“

Und darum war Miliane im Trauerhause erschienen, bleich, bebend, gebrochen, mit einem Blick, der immer ihre Schwester suchte, wie um Gnade zu flehen und zu sagen: „Ich kann nicht mehr!“

Doch der Kelch mußte bis zur Reige geleert und die Lüge durchgeführt werden, als wäre sie die trostlose Witwe des Mannes, dessen Verlobte sie nicht einmal in seiner Sterbestunde war; dies schien Miliane das aller schwerste und bitterste.

Ihr Mitschuldiger war glücklicherweise nicht anwesend; sie schauderte bei dem Gedanken, ihm zu begegnen, doch er war in Lyon zurückgeblieben; er gab vor, nicht kräftig genug zu sein, um mitzureisen und sandte deshalb seine Mutter mit Gesine voraus. Wenn alles abgelaufen war, wollte er nachkommen.

Gesine war womöglich noch blässer und stiller als gewöhnlich; sie suchte den verwirrten und sich widersprechenden Befehlen ihrer Tante nach Kräften zu genügen. Von den Damen Wolson nahm sie nicht die geringste Notiz, nur schien es Miliane, als wenn sie ihr beim Vorbeigehen einen Blick voll tiefer Verachtung zuwarf, das war das einzige, dessen sie sich noch nach Jahren aus diesen qualvollen Stunden erinnerte.

Endlich war auch die Trauerfeier abgelaufen, der letzte der Alkeraedes hatte seine letzte Ruhestätte neben seinen Eltern gefunden; an seinem Grabe wurden schwungvolle Reden gehalten, um den Kontrast seiner Jugend, der frohen Zukunft, der er entgegen ging, und seines frühen Todes deutlich auseinander zu setzen, als wenn das Ereignis nicht deutlicher gesprochen hätte, als die gewählte Rede; aber auch warme, aufrichtige Thränen wurden vergossen, innige Bitten zum Himmel gesandt, und das ist nicht bei jedem Grabe der Fall.

Die Damen Wolson kehrten zur Stadt zurück. Wie verschieden war diese Fahrt von der ersten, die sie nach Schönburg gemacht hatten an dem hellen Wintertage! Auf den heißen Morgen war ein schweres Gewitter mit Regen gefolgt; und in dem kleinen Coupé mit niedergelassenen Vorhängen, dem nämlichen, das Leo zur Bahn gebracht hatte, lag seine sogenannte Braut, schluchzend, gebrochen an Leib und Seele, in den Armen ihrer Schwester.

„Ich bin namenlos unglücklich!“ flüsterte sie ihr zu, „sonst weiß ich nichts, ich habe keine Zukunft mehr und an die Vergangenheit kann ich nur mit Ekel zurückdenken.“

„Und doch mußt Du daran denken, um das Geschehene wieder gut zu machen,“ entgegnete Nette.

„Wie kann ich das?“

„Indem Du sein Andenken ehrt.“

„Er weiß jetzt alles!“ sagte Miliane schauernd, und das Gesicht verbergend, „alles, ohne daß er meinen Brief gelesen hätte!“

„Aber er sieht es jetzt mit ganz anderen Augen an, Miliane. Du kannst seine Verzeihung noch erlangen, aber denke jetzt nicht daran, mein armes Kind! Büßen kannst Du noch Dein ganzes Leben; ach Gott! er verlangt das nicht von Dir, er, der Dich nur von Glück und Freude umgeben zu sehen wünschte. Da, leg' Dein Köpchen an meine Brust, das schlimmste ist nun vorbei, Mili, nun kannst Du ruhen!“

„Nette! Ruhen, wie kann ich das mit meiner nimmer rastenden Gedanken und dem Blick, womit Gesine mich verfolgt! Es ist mir, als wenn sein Bortwurf, seine Entrüstung mir daraus entgegentöne.“

„Nein, Kind! Gesine trägt Haß im Busen, und das konnte Leo nicht.“

„Selbst nicht, wenn er alles gewußt hätte?“

„Er hätte Schmerz empfunden, aber keinen Haß!“

„Und ist Haß nicht leichter zu tragen?“

„Komm, Schwesterchen, quäle Dich nicht länger! Du hast Deine Schuld erkannt, aber lasse Dich dadurch nicht niederdrücken, das würde er nicht wünschen.“

„Und das schlimmste harret meiner noch, das allerichlimmste!“

Hilverda, von Gerrits begleitet, kam am Tage nach dem Begräbnis in Schönburg an; er war noch schwach, wenigstens insoweit ein starker Mann wie er von einer kurzen Krankheit geschwächt werden kann.

Er kam des Abends an und zog sich gleich in sein Zimmer zurück; Rix aber, der nach dem Begräbnis unruhig und sichtlich unzufrieden war, folgte ihm die Treppe hinauf und setzte sich, nachdem er eine Zeit lang vergebens an der Zimmerthüre seines früheren Herrn gekraßt hatte, vor Hilverda's Thür hin und begann in klagender Weise zu heulen, als wenn er seinen Freund zurückverlange.

Gesine kam des Weges und strich dem Tiere den Kopf.

„Armer Rix!“ sagte sie, „wir sind die einzigen, nicht wahr, die ihm treu sind! Für die anderen ist sein

Tod ein Glück, ein Segen, aber für uns . . . O Rix! Winter und Sommer, Herbst und Frühling gehen vorbei, aber nie sehen wir den Herrn wieder, nie, bis zum Ende unseres Lebens, Rix! Wir werden seinen leichten Schritt, sein fröhliches Lachen nicht mehr hören. O Rix, Du und ich und seine Pferde und seine Bauern, leben, und sein Mörder auch, aber er lebt nicht mehr! Ist das nicht ungerecht? Er wird Rix nicht mehr rufen, und das ist allein die Schuld dessen, der da im Zimmer ist. Rufe ihn Rix, heule so laut Du kannst, er hat den Tod Deines Herrn auf dem Gewissen. Heule nur, ich weine auch, aber in der Stille, damit keines von diesen Raubtieren meine Thränen sieht. Heule, Rix, und schreie es aus, Dein Weh und meines!“

Und das Tier, das stumm, wie Trost suchend, den Kopf in Gesinens Schoß gelegt hatte, fing von neuem zu heulen an, als sie es heftig von sich stieß.

Zornig wurde die Thüre aufgerissen und Silberda trat heraus; er sah Gesine neben dem Hunde stehen und fuhr sie an:

„Habe ich Deiner Liebenswürdigkeit das schöne Konzert zu verdanken? Nimm Dein Instrument gleich mit, wenn Dir wenigstens an seinem Besitze liegt, sonst schieße ich die Bestie nieder!“

„Nur zu! Das eine wird Dir nicht schwerer werden, als das andere.“

Er gab dem Tiere einen Tritt, das nun noch lauter zu heulen begann.

„Fort mit ihm, Gesine! oder ich bedenke mich nicht länger mehr.“

„Ich habe ihn nicht gerufen, er scheint etwas von Dir zu wollen!“

„Aber wer hat ihn gehezt? Das brauche ich nicht zu fragen, es ist eine elende Komödie!“

„Du irrest Dich sehr! Es ist schade, daß das Tier unsere Sprache nicht reden kann, dann würde es deutlicher zu Dir reden.“

Silverda ging in's Zimmer und suchte eine Pistole, doch es war keine da, und Rix heulte immer fort, bis Frau Silverda im Nachtgewande, mit einem Lichte in der Hand, am Ende des Ganges erschien.

„Was gibt es hier nur? Welch einen Höllenlärm macht der dumme Hund! Mein Sohn kann dabei nicht schlafen und er bedarf der Ruhe doch so sehr.“

„Gewiß bedarf er der Ruhe“, lachte Gesine spöttisch, so daß Silverda, der mit einem Stock an der Thüre erschienen war, es hören konnte, „aber ich kann Rix nicht fortkriegeln.“

„Sie hat das Tier hergebracht“, stotterte Silverda, der plötzlich fühlte, daß die Kräfte ihn verließen, so daß er sich an der Thüre festhalten mußte, „sie heßt ihn gegen mich auf. Sie müssen beide aus dem Hause. Lasse morgen den Hund totschießen.“

„Und mich auch, he? O, es wird Dir nichts helfen, Better! Tote schießt man nicht mehr tot! Die bleiben, wo sie sind, Tag und Nacht!“

„Mein Gott! er fällt in Ohnmacht; bleib' doch nicht so steif dabei stehen, Gesine! Du siehst, ich kann ihm nicht helfen! rufe Jakob!“

„Nein, rufe niemanden! — ich kann mir selbst helfen — aber der Hund — der Hund und — das Kind — sie müssen beide fort — und sobald als möglich!“

„Ja, sie wird schrecklich frech. Das kommt, weil Leo sie verwöhnt hat; sie kann sich nicht vorstellen, daß Du jetzt hier Herr bist. Komm', lege Dich da bequem in den Sessel. Soll ich Kamillen nach oben bringen lassen, oder einen warmen Krug? Das hilft mir immer, wenn ich Fieber gehabt habe. Oder soll ich Dir nasse Tücher auf die Stirne legen?“

Es war eine Eigentümlichkeit von Frau Silverda, daß sie immer frug, was sie thun sollte und es nie that.

„Ich brauche nichts von all' dem Krempel“, murrte ihr Sohn, „mache nur, daß die Bestie fort kommt, weiter verlange ich nichts.“

„Ja, aber ich kann ihn doch nicht bei den Ohren nehmen. Sei doch nicht so unverständig, Erich!“

„Rufe die ganze Dienerschaft meinetwegen! Schließe ihn ein, schieße ihn tot, was Du immer willst, wenn ich das Geheul nur nicht mehr höre, das mich von Sinnen bringt.“

Die alte Dame schlürfte zum Zimmer hinaus, schellte, erteilte ihre Befehle, und endlich brachte man Rix mit der größten Mühe die Treppen hinunter; man sperrte ihn in eine Scheune, aber er stellte sein Klage- lied noch immer nicht ein, dessen entfernte Echos zu Silberdas Schlafzimmer drangen, wo er sich unruhig auf seinem Lager wälzte.

Als er den folgenden Morgen zum zweiten Frühstück nach unten kam, trug sein Gesicht noch die Spuren der qualvollen Nacht, im übrigen aber war seine Kleidung untadelhaft, sein ganzes Aeußere so sorgfältig gepflegt wie immer; seinem Schritt suchte er so viel wie möglich Elastizität und Festigkeit zu geben, aber dies gelang weniger. Zu seinem großen Verdruf mußte er hier und da eine Stütze suchen.

Gesine saß vor dem Frühstück.

„Guten Morgen, Better! Wohl geruht?“ frug sie, ihn mit ihren stahlharten Augen durchdringend musternd.

„Danke!“ war die Antwort, die sie nicht viel flüger machte.

„Es sind Briefe für Dich da.“

„So? Ist der Hund totgeschossen?“

„Nein, er ist ausgebrochen, und ich weiß nicht, wo er geblieben ist.“

„Nun, so laß ihn nur laufen!“

Frau Silberda trat ein; sie küßte ihren Sohn nie, weil sie wußte, daß er nichts so sehr haßte, als dergleichen Aeußerungen der Zärtlichkeit, bei diesem besonderen Anlaß aber wußte sie nicht, wie sie ihre Teilnahme an den Tag legen sollte.

„Du siehst vortrefflich aus“, rief sie, nachdem all ihre Fragen nicht oder sehr ungenügend beantwortet

waren, „man sieht Dir nicht an, daß Du krank gewesen bist. Ich habe es immer gesagt, Du wärest viel, viel stärker als Leo. Das hat sich jetzt gezeigt. Wenn Du nun ganz wieder besser bist, mußt Du uns einmal haarklein erzählen, wie die Sache sich zugetragen hat. Heute nicht, Erich! nein, das verlangen wir nicht von Dir. Hast Du wieder Kopfsweh? Weißt Du noch, lezthm, als Nette und Mimi hier waren, hattest Du auch Kopfsweh; ich riet Dir, einen Zwieback zu essen, aber Du wolltest meinen Rat nicht befolgen, und doch hast Du mir viel zu danken, wenn ich es auch selbst sage. Wenn ich bei der Heirat Deines seligen Onkels meinem feinen Gefühl gefolgt wäre, hätte ich Schönburg sofort verlassen, und nun bin ich aus Liebe für meinen Sohn all' die Jahre hindurch so viel als Haushälterin gewesen und lief Gefahr, zum zweiten Male vertrieben zu werden, aber Gottes Wege sind wunderbar, und etwas mehr Anerkennung der Opfer, die ich Dir gebracht, hätte ich wohl von Dir erwartet.“

„Apropos!“ plapperte seine Mutter weiter, „ist kein Brief des Notars dabei? Ich glaubte ihn gesehen zu haben. Ich werde neu aufleben, wenn das Testament gelesen ist, das war eine Aufregung in den letzten Tagen! Aber das Begräbniß war prächtig, es waren eine Menge Menschen auf den Beinen. Ja, er war sehr beliebt, der gute Leo! Er plauderte mit jedem, als wenn er seinesgleichen wäre, gerade, wie seine Mutter. Ich hätte nie gedacht, als ich nach Papas Tode hierher kam, daß ich meinen Bruder, seine Frau und selbst seinen Sohn überleben würde; ich war so schwach, daß Alphons sagte, ich müsse wegen meiner Gesundheit absolut die Landluft genießen, und die Landluft hat mir gut gethan, wie Du siehst. Die Mili wird auch wohl neugierig sein, Leos letzten Willen zu erfahren; wie würde sie enttäuscht sein, wenn mein Sohn alles bekäme; sie, die Dich immer so von oben herab behandelte. Mache den Brief doch offen, Erich.“

„Wirßt Du mich dann in Ruhe lassen, Mama?“

Frug Hilberda. „Glaube mir, wenn Du mir nicht etwas weniger um die Ohren summst, werde ich nie mehr mit Dir frühstücken!“

„Ach Gott! nun es ihm gut gehen wird, hat er seine Mutter nicht mehr nötig, das sieht man gleich — ach, — das habe ich nicht an Dir verdient — Erich — wirklich nicht!“

Schluchzen, Thränen und Seufzen hinderten Frau Hilberda fortzufahren.

„Da“, sagte ihr Sohn nach wenigen Augenblicken, „da hast Du den Brief. Lies ihn nur selbst, wenn Du darauf veressen bist.“

„Ja, ich weiß es wohl, Du machst Dir nichts daraus — Du hast Dir nie viel aus Schönburg gemacht — aber ich wohl — weißt Du — es ist das Gut meiner Eltern, ich bin hier geboren und habe hier Deinen Vater kennen gelernt. — Da, Sine, lies mir vor!“

„O Tante, es ist ganz kurz. Morgen Abend kommt der Notar her, um Leos Testament zu eröffnen.“

„So, ist ein Testament da, das hätte ich nicht gedacht, und Du, Erich?“

„Eine Einladung also, um die Beute zu verteilen“, sagte das junge Mädchen; „so habe ich in der Schweiz Adler gesehen, die, von einem Schuß getroffen, ihre Beute fallen ließen, dann kamen die Raben und verteilten das Fressen. Schönburg hat vieles gesehen, aber so etwas Interessantes noch nicht.“

„Was meinst Du nur damit, Gesine? Ich verstehe das nicht.“

„O Tante, das ist höhere Poesie. Dein Herr Sohn versteht mich schon.“

„Natürlich! er ist auch viel geschiedter und flüger als ich, aber das ist noch kein Grund für ihn, seine Mutter zu verachten, wahrlich nicht!“

Erich schien aber nichts mehr zu hören, er widmete der vierten Seite eines Blattes seine volle Aufmerksamkeit.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Abend stellten sich die Damen Wolson in Schönburg ein.

„Ist es nötig, Nette?“ hatte Miliane mit einem flehenden Blick, welcher ihrer Schwester tief in die Seele drang, gefragt.

„Ja, Mi! Es ist der letzte Tropfen!“

„Und er wird auch da sein. O diese Begegnung!“

„Wird doch einmal stattfinden, Miliane! Besser da, als sonst wo!“

Der Speisesaal von Schönburg war zum Vorlesen des Testaments hergerichtet. Auf dem Tische standen einige Leuchter mit brennenden Kerzen, die ihren Schein auf die kupfernen Nägel des Buffets und die vergoldeten Rahmen der Familienbilder warfen, aber den Rest des Zimmers im Halbdunkel ließen.

Riesig zeichnete sich der Schatten von Frau Silberdas friesischem Kopfsputz am Getäfel ab, als sie aufstand, um die Damen zu begrüßen. Gesine saß irgendwo im Schatten, aber Silberda war nicht zu sehen.

„Mein Sohn wird gleich erscheinen“, sagte die alte Dame scharf, da sie es sehr unhöflich von den Damen fand, daß sie sich mit keiner Silbe nach dem Befinden ihres Sohnes erkundigten.

Schweigend setzten die Schwestern sich nieder, Miliane war weißer als die Kerzen, ihre Augen waren schwarz umrändert und sie zitterte am ganzen Leibe; sie vermied Gesinens spöttischen Blick und hielt ihre Augen fortwährend auf einen der Buffetnägeln gerichtet, während der Notar mit ihrer Schwester und der alten Dame sich unterhielt.

Da hörte man einen wohlbekanntem Schritt und die Thüre ward geöffnet. Miliane fühlte und hörte nichts mehr.

„Entschuldigen Sie, ich habe warten lassen! Ich bin noch mehr oder weniger Invalide.“

Seine Bewegungen waren noch ebenso frei und ungezwungen, wie auf dem Maassdampfer. Nach einem flüchtigen Gruß ließ er sich nieder, und nun erst wagte es Miliane, einen verstohlenen Blick auf ihn zu werfen; sie erschrack über seine Leichenblässe.

„O Gott! und er hat nun über mein Loos zu entscheiden. Ich fühle es, er ist noch ganz der Nämliche geblieben“, dachte sie zitternd.

„Soll ich mit der Lesung beginnen?“ frug der Notar.

Hilverda nickte zustimmend, und mit eintöniger Stimme las der Notar die verschiedenen Paragraphen und Klauseln vor.

Es war, wie man erwartet hatte: Schönburg und alles, was dazu gehörte, fiel Hilverda anheim; Caprice und ein ansehnliches Kapital war an Fräulein Maximiliane Wolson vermacht; weiter folgten verschiedene Legate, an Stiftungen und Kirchen, sowie für Kinder, deren Erziehung Leo auf sich genommen hatte.

Gesine Hilverda wurde in den Besitz einer jährlichen Rente gestellt, die reichlich zur Vollendung ihrer Kunststudien genügte.

Ein Gedanke beschäftigte alle: wie hatte Leo in der Fülle seiner Jugend und seines Glückes Zeit und Lust finden können, um solch ein wohldurchdachtes, gut eingerichtetes Testament zu machen?

In Milianens Ohren tönten noch seine letzten Worte: „Wenn ich nicht zurückkommen sollte, sind meine Anordnungen getroffen.“

Und sie sah wieder sein Lächeln voll Leben und Zuversicht, weil er so jung und kräftig war und den Tod nicht in fernster Ferne gewahrte.

Während des Lesens hatte Hilverda in ganz ungezwungener Weise mit dem Bleistift Figuren auf die Tischdecke gezogen; bisweilen sah er den Notar an, hin und wieder brachte er die Hand an die Stirne und drückte sie fest wider die Schläfen, eine Bewegung, die er sich in letzter Zeit angewöhnt hatte, im übrigen:

aber zeigten seine Züge nicht die geringste Gemütsbewegung.

Arme Miliane! Sie saß da wie eine Schuldige vor ihrem Richter; jedesmal, wenn ihr Name genannt wurde, zuckten ihre Lippen peinlich zusammen; nur auf eins war sie bedacht, seinem Blicke zu entgehen, und das war nicht schwer, denn er schien ihre Gegenwart nicht zu bemerken.

Gesinens Augen aber waren immerfort auf sie gerichtet, und es blitzte wie ein Strahl der Freude darin auf, wenn sie Miliane so gedemüthigt und so leidend sah, aber Verachtung sprach deutlich aus den Blicken, die sie ihrem Better bisweilen zuwarf.

Frau Silberda war nicht vollkommen zufrieden. Wohl bekam ihr Sohn den Löwenanteil, aber wer viel hat, möchte gern alles haben, und wenn kein Testament dagewesen wäre, hätte das fremde Mädchen nichts bekommen, während sie jetzt mit Caprice, das Hände voll Geld gekostet hatte, und einem hübschen Kapital dazu, Schönburg verlassen konnte. Und all' die Legate! Es war sehr schön von Leo, daß er etwas für Gesine gethan hatte, das hatte er versprochen, und das Kind war nun versorgt. „Mein Sohn“ braucht sich des frechen Geschöpfes nicht mehr anzunehmen, — aber doch, Erich war nicht zu seinem vollen Recht gekommen, das war nicht hübsch von Leo, durchaus nicht!

Sie hielt diese Gedanken aber für sich, und als die Lesung beendet war, frug Silberda seine Mutter: „Ist es, um die Feierlichkeit der Zeremonie zu erhöhen, daß all die Kerzen da brennen?“

„Durchaus nicht, Erich, aber der Kronleuchter hängt ziemlich hoch und der Herr Notar hat keine Augen mehr von zwanzig Jahren.“

„So lasse doch die Lampen anzünden! Ich mag das altmodische Kerzenlicht nicht leiden!“

Sah er vielleicht im flimmernden Kerzenschein ein blaßes, schadenfroh lächelndes Angesicht?

„Die Damen bleiben doch zum Theetinken?“ frug Frau Silberda.

„Danke“, sagte Miliane, „wir gehen gleich nach Hause.“

„Ohne etwas bei der neuen Gastfrau zu genießen?“ sagte die alte Dame mit einem selbstgefälligen Lächeln.

Der Notar aber fand den Scherz weniger passend; das arme Fräulein Wolson schien noch sehr so betrübt über den Tod ihres Verlobten, daß das große ihr zu teil gewordene Vermächtnis sie ganz gleichgültig ließ.

„Nun, aber Sie kommen doch öfters her, nicht wahr? Wir brechen die Freundschaft nicht ab. Was meinst Du dazu, Erich?“

Erich hatte aber so viel mit der Lampe zu schaffen, daß er die Frage überhörte.

„Im Gegenteil!“ sagte Gesine bedeutungsvoll. „Es thut mir leid, Fräulein Miliane, daß Sie nicht auf Schönburg bleiben können, Sie paßten hier so vortrefflich! Ich werde bald von hier gehen, aber das interessirt Sie wohl wenig; wenn ich bliebe, wäre es vielleicht etwas anderes. Doch wünsche ich Ihnen so viel Glück, als Sie verdienen.“

Frau Hilverda, die mit dem Notar sprach, hörte Gesinens Worte nicht. Miliane wendete sich um, aber Netze trat zu dem jungen Mädchen und sagte sanft: „Gesine, eine Pflicht haben wir vor allem gegenüber geliebten Toten zu erfüllen. Wir müssen in ihrem Geiste handeln, damit sie mit Wohlgefallen auf unsere Thaten niederssehen. Denke daran, und Du wirst manches Wort, das Dir auf den Lippen zuckt, zurückhalten.“

„Und jene triumphieren lassen, und ruhig sehen, wie sie die Beute teilen?“

„Es ist manches, was Du nicht verstehst, Gesine! Glaube mir, die Toten sind oft weniger zu beklagen als die Lebenden, selbst wenn diese scheinbar triumphieren.“

„Wie? Sehen Sie denn nicht, wie Tante und ihr Sohn Mühe haben, ihre Freude zu verbergen? Ihre Schwester kann nicht heucheln, das ist wahr! Doch wir wollen uns über ein Jahr mal wieder sprechen.“

„Vielleicht wirst Du dann nur Mitleid und keinen Haß oder Groll mehr empfinden, Gesine!“

„Das nie! Ich gehe fort und nehme Rix mit. Dann kann er vollkommen glücklich sein und Ihre Schwester heimführen!“

„Bleibe Deines Freundes stets wert, Gesine!“

„Natürlich! wer sollte an ihn denken, wenn wir es nicht thäten!“

Nette seufzte: „Sein Leben machte alle glücklich; sein Tod bringt nur bittere Reue und Haß.“

Miliane war beschäftigt, Hut und Mantel anzulegen und hatte dem Lichte den Rücken zugekehrt, als Silverda plötzlich zu ihr trat.

„Ich habe noch einen Brief von Ihnen, Fräulein Wolson“, sagte er beinahe flüsternd, „der unbestellbar geworden ist.“

Und er überreichte ihr den Brief, den er an Leo in Chamounix hätte abgeben sollen.

Zitternd nahm sie ihn entgegen und blieb mit niedergeschlagenen Augen stehen.

„Ich danke Ihnen“, war alles was sie sagen konnte.

Ohne ein weiteres Wort verließ er sie und blieb abseits stehen, bis sich die Damen entfernten.

Mit einer steifen Verbeugung nahmen sie von ihm und dem Notar, mit ziemlich kühlem Händedruck von Frau Silverda Abschied. Gesine war verschwunden.

Im Wagen waren Milianes erste Worte: „Lassen den Kutscher durch das Dorf fahren und vor dem Friedhof halten.“

„Aber Kind, um diese Stunde!“

„Ja, Nette, ich bitte darum.“

Nette gab dem Kutscher die nötigen Weisungen und sie fuhren durch Hoensdrecht, bis sie an die kleine Kirche kamen, wo nebenan der Gottesacker lag.

Es war ein herrlicher, stiller Abend; der Mond zeichnete auf dem Boden die Schatten der Linden, die auf dem Kirchplatz standen, versilberte den Thurm und ließ seine Strahlen zwischen Kreuzen, Urnen und Säulen der Gräber spielen.

„Laß mich allein!“ ersuchte Miliane, als sie ausgestiegen waren.

Sie ging durch das hohe Gras, das zwischen den Gräbern wuchs, schauderte leise beim Rauschen der silbergrauen Trauerweiden und lief eilig zur Grabkapelle am Ende des Kirchhofes, wo die Familiengruft der Alkeraedes war.

Sie erklimm rasch die Stufen, aber prallte entsetzt zurück, denn eine schwarze Gestalt lag da oben, halb im Schatten, halb von den Strahlen des Mondes beschienen. Als sie näher trat, klang ihr ein leises Anurren entgegen.

„Nix, treuer Nix!“ schmeichelte das Mädchen.

Die Pforte war angelehnt; nach Leo's Begräbnis war sie noch nicht geschlossen worden. Miliane trat ein.

Ein Stein aus weißem Marmor, worauf zahlreiche Kränze lagen, bedeckte den Eingang zum Grabesgewölbe; der Mond, der durch die gemalten Fenster schaute, zeichnete auf dem Marmor den Schatten des Wappens der von Alkeraede, das im Seitenfenster angebracht war; gegenüber Miliane stand ein mehr als lebensgroßer Engel, mit der Hand zum Himmel weisend. Nichts als das Säuseln der Pappeln, die in einem Halbkreis um die Kapelle herumstanden, unterbrach die feierliche Stille. Ein mattes Lämpchen brannte zur Seite.

Miliane sank in die Kniee nieder und barg das Angesicht in den Händen: eine Zeit lang blieb sie regungslos, vielleicht gedankenlos in dieser Haltung.

„Verzeihung, Leo!“ flüsterte sie endlich, „Verzeihung! O Du, der Du ein Heiliger bist beim lieben Gott, bete für mich; bete, damit ich stark und Deiner wert bleibe.“

Dann zog sie den Brief hervor, zündete das Papier an dem Lämpchen an und ließ es auf dem Marmor brennen, gerade wo der Schatten des Wappens hinfiel. Das Flämmchen zitterte und die Nische verbreitete sich nach rechts und links, bis nichts mehr

übrig war von dem Brief, der „unbestellbar“ geworden war.

„Siehst Du mich? ahnst Du, was ich jetzt fühle? Leo! jetzt kennst Du mich vielleicht besser, als ich mich kenne, denn ich weiß nicht, was ich beweine, was ich hoffe, was ich verlange . . . O Leo, mein armer, guter, edler Leo!“

Und sie beugte sich tief zur Erde.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

„Es ist genug, Miliane!“ sagte die ernste Stimme ihrer Schwester, „komm mit mir.“

Und aufstehend ließ sie sich willig fortführen. Der Mond war hinter einer Wolke verborgen, das Wappen glänzte nicht mehr auf dem kalten Stein, die Gräber lagen kalt und unheimlich zwischen den dunklen Weiden und Cypressen und Rix ließ sein schaueriges Heulen wieder hören.

Inzwischen saß Erich auf seinem Zimmer, mit der Hand die Stirne stützend, ohne zu lesen oder zu schreiben, keineswegs das Bild des glücklichen Eigentümers von Schönburg.

„Die Kohlen glühen so“, dachte er, „je länger, je mehr. Wird das immer so dauern, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr? Immer das bleiche Gesicht mit dem lächelnden Ausdruck im Tode vor mir! All das Eis des Gletschers kann meine Stirne nicht fühlen, nie und nimmermehr!“

Und seine Mutter redete mit sich selbst über die Undankbarkeit der Welt, denn Gesine hatte ihr soeben eröffnet, daß sie schon morgen nach Hause abreisen wolle, um von dort aus Schritte zu thun, damit sie nach Leos Bestimmungen dem Studium der Kunst sich widmen könne.

Wahrlich, die Erfahrungen, welche Frau Silberda machte, gehörten zu den unangenehmsten, die man sich denken kann.

Ende des ersten Bandes.

—||o Paul Dünnhaupt, Cöthen. o||—

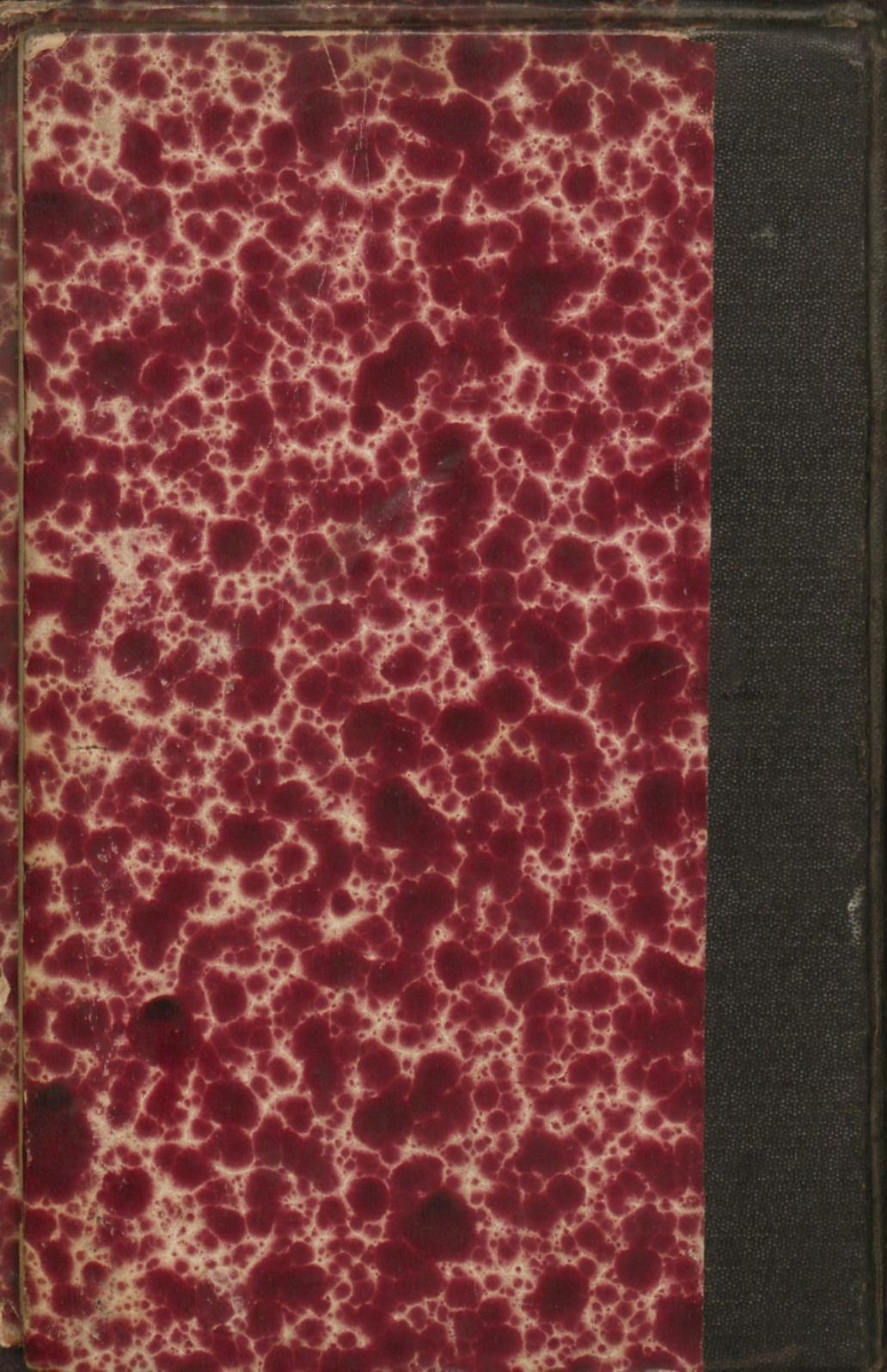


UB Wien



+AM555289805

G. RAUTER, Ww. & SOHN.
k. k. Universitäts-Buchbinderei
Wien, I. Bäckerstrasse 80



www.books2ebooks.eu